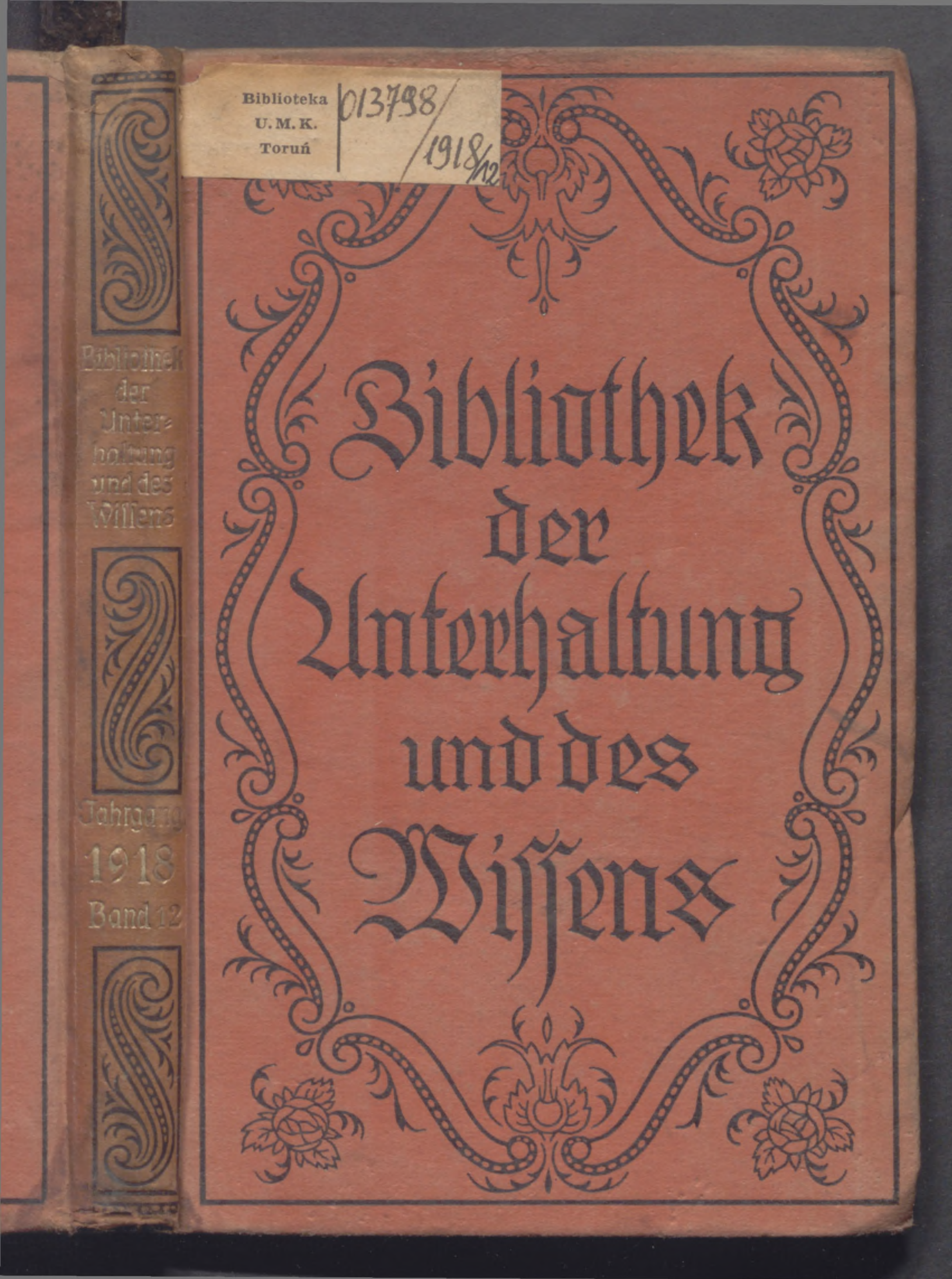

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens
Jahrgang 1918
Band 12
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


BÜCHER VON
SAMMLUNG



Zu der Humoreske „Thilo"
von Eufemia v. Adlersfeld=Ballestrem. (S. 15)
Originalzeichnung von A. Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

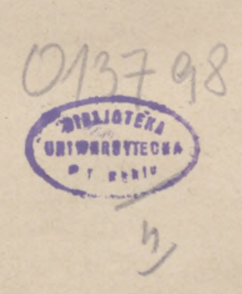
Jahrgang

* 1918 *

Zwölfter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart · Berlin · Leipzig · Wien



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Seite

Mannigfaltiges



Thilo

Humoreske von Eufemia v. Adlersfeld-Ballestrem

Mit Bildern von A. Wald

Auf der Veranda des geräumigen Herrenhauses von Oberbuchsendorf saß die Gutsherrschaft beim Morgenkaffee. Es war ein herrlicher, strahlend schöner Sommermorgen, die Rosen blühten im Garten, Flieder und Goldlack dufteten, Bienen summten, Lerchen tirilierten im wolkenlosen blauen Himmel, daß es eine Lust war, und die acht Köpfe starke Familie saß in schönster Eintracht beisammen und ließ sich das Frühstück mit dem größten Behagen schmecken. Die Familie bestand aus dem Erbherrn von Oberbuchsendorf, dem Freiherrn Jost v. Ebing, dessen Frau und den vier erwachsenen Töchtern, Rosa, Malve, Viola und Liane, seiner Stiefschwester Anna und seiner noch durchaus ins „junge Register" gehörigen Schwägerin, Käthe v. Kronberg. Diese sechs jungen Damen, deren obere Altersgrenze nur die Zahl siebenundzwanzig erreichte, nannte Herr v. Ebing „seinen Gänsestall", was aber mehr im familiär-scherzhaften, als im anzüglichen Sinne aufzufassen ist, denn wenn dieses vollzählige halbe Dutzend ja auch keineswegs Anspruch auf hervorragende Geistesgaben machen durfte, so zählte es doch ebensowenig zu den Dummen im Lande; sie hatten alle ihren wohlgemessenen Durchschnittsverstand, Herz und Mund auf dem rechten Fleck und konnten sich „sehen lassen". Eine unbestrittene Schönheit war wohl keine, aber hübsche Mädels waren sie samt und sonders, die Braunen wie die Blonden. Jede eben in ihrer Art. Die Ebingschen Töchter mit ihren poetischen Blumennamen, die zu ihren großen, kräftigen, gesundheitstrotzenden Gestalten allerdings weniger glücklich gewählt schienen — lieber Gott, wer kann denn bei der Taufe wissen, ob das richtig „Blu-

menhafte" des Kindes Erbteil sein wird — also, die Ebingschen Töchter hatten ihr hübsches Äußere entschieden von ihrer Mutter, die heute noch so hübsch und jung aussah, daß man sie dreist hätte für die älteste Schwester ihrer „Mädels" halten können. Vater Ebing war ein großer, starker Herr mit graumeliertem Vollbart, sonnverbranntem Gesicht, biederer Knollennase, kahlem Schädel und leicht reizbarem Temperament, das sich in höchst drastischen Ergüssen kund tat, aber nur dann wirklich gefährlich werden konnte, wenn jemand sein Poltern tragisch nahm oder wörtlich auffaßte, es übelnahm oder „heulte". Wer ihn kannte und an ihn gewöhnt war, wußte auch, daß es so schlimm nicht gemeint war, wenn er loswetterte, daß die Balken sich bogen; nur wenn er höflich wurde und leise sprach, war's besser, ihm aus dem Wege zu gehen. Die beiden jugendlichen Tanten der Ebingschen Töchter waren übrigens nur zum Besuch in Oberbuchsendorf oder, wie Vater Ebing sich ausdrückte, „auf Sommergrasung".

Während die Gesellschaft Kaffee trank, brachte ein Diener dem Oberhaupt der gutsherrlichen Familie eine Posttasche; sie wurde neben dem Hausherrn niedergelegt und blieb so lange unberührt, bis er seinen Kaffee ausgetrunken und sich seine Zigarre angesteckt hatte, worauf er umständlich den Schlüssel aus der Westentasche zog, das rindlederne Ungeheuer aufschloß und dann die eingelaufene Post verteilte. Überwältigend war dieses Geschäft heute nicht; ein paar Briefe und Postkarten für die sieben Damen, einige Zeitschriften, die Zeitung, Kataloge landwirtschaftlichen Inhalts und ein Brief für den Hausherrn mit einem großen, vielzackig gekrönten Monogramm auf der Rückseite des Umschlags.

„K. W. und 'ne Grafenkrone!" entzifferte er zunächst das Monogramm. „Wer kann denn das sein?" Und dann, den Brief umdrehend: „I, das ist ja die Klaue vom Weidenbach! Unverkennbar! Schrieb immer, als ob er sich 'n Streichholz mit der Kuppe in die Tinte tunkte und dann damit losklierte. Du, Hedwig, du weißt doch, der Weidenbach von den Kürassieren, mein alter R'mentskamerad, bei dessen Ältesten ich zu Paten gestanden habe...."

„Ja, ja, ich weiß," fiel Frau v. Ebing ein. „Er kam ja noch zu unserer Zeit zum Majorat von Weidenbach."

„Dunnerkiel, wie lang ist es wohl her, daß ich das lange Laster nicht mehr gesehen habe? Na, zwanzig Jahre doch schon reichlich — vierundzwanzig, seit wir Gevattern wurden! Und in dieser Zeit war der Briefwechsel zwischen uns auch nicht grade sehr üppig, sintemalen er und ich mordsfaule Briefschreiber sind. Tja! Was mag nur der alte Kerl auf einmal von mir wollen?"

„Lies den Brief, und dann wirst du's wissen, Alter," schlug Frau v. Ebing vor. „Wenn es nicht etwas Besonderes wäre, dann hätte Graf Weidenbach gewiß der Kürze wegen eine Postkarte genommen."

Herr v. Ebing brummte etwas Unverständliches, folgte aber dem Rat seiner wesentlich schöneren Hälfte, schnitt den Umschlag auf und las den auf größtem Fürstenformat geschriebenen Brief, las ihn noch einmal, sah sich dann im Kreise seiner Damen um, ließ seinen Blick prüfend auf seinen Töchtern weilen und — schmunzelte.

„Kinder, paßt mal auf," begann er. „Ich werde euch vorlesen, was mein Freund Weidenbach schreibt. Die erste Seite übergehe ich, — Leben hat uns auseinandergebracht — räumliche Trennung durch weite Entfernung — schlechter Briefschreiber — notwendig, wieder mal Fühlung miteinander zu suchen — na, und so

weiter! Nun aber wörtlich im Text: ‚Uns allen geht's ja soweit gut; älter ist man ja freilich auch geworden, die Kinder sind herangewachsen, meine älteste Tochter schon über Jahr und Tag verheiratet, man rüstet sich zu Großvaterfreuden. Mein ältester Junge, Dein Patenkind Thilo, der Dich ja am meisten interessieren dürfte, ist nun auch in die Jahre gekommen, ernstlich an die Gründung eines eigenen Herdes zu denken, um die Nachfolge im Majorat zu sichern, wozu der Bengel aber noch gar keine Anstalt macht, da er im Verkehr mit Damen von einer Schüchternheit und Zurückhaltung ist, die einer besseren Sache wert wäre. Grade was man eine Schönheit nennt, ist er nicht geworden, aber immerhin kann er sich doch sehen lassen. Stramme Haltung, das ist's, was ihm fehlt. Denn mit einer militärischen Laufbahn war's nichts bei ihm; zum Einjährigen ist er gepreßt worden, und das war alles, was in dieser Richtung von ihm zu holen war. Hingegen ist er ein tüchtiger Jäger vor dem Herrn geworden und ein ganz leidlicher Forstmann, im übrigen hockt er den ganzen Tag über seinen Büchern und schmökert sich aus seinem Korpus heraus, was ihm als Einjähriger mit Ach und Weh eingedrillt wurde. Na, jeder nach seinem Vergnügen, das ist mein Grundsatz, und ich hoffe, wenn der Junge eine recht energische, schneidige Frau kriegt, die es versteht, ihn gründlich aufzumöbeln, dann wird er schon mehr aus sich heraustreten. Übrigens ist Thilo ein tadellos anständiger Kerl, zuverlässig und ohne Laster. Höchstens ein bissel zu sparsam angelegt, gibt er nur wenig auf seinen äußeren Menschen, ohne dabei etwa schlampig zu sein — nee, immer wie aus dem Ei geschält, aber seine Schneiderrechnungen dürften schon etwas höher sein, ohne daß ich darüber brummen würde.

Großväterliche Erbschaft das, denn mein guter Vater selig sah auch immer so aus, daß ein Fremder ihm gern zehn Pfennige geschenkt hätte, was auch wirklich mal geschehen ist; na, Du weißt ja aber, Ebing, welch vornehmer Mensch mein alter Herr trotzdem gewesen ist. Kurz und gut, Thilo muß mal endlich ein bissel auf den Trab gebracht werden, und mit Hilfe meiner Frau ist's uns denn auch gelungen, ihn flott zu machen; wir haben ihn auf eine Vettern- und Bekanntenreise geschickt, mit dürren Worten: auf die Brautschau, bei welcher Gelegenheit er sich auch in Oberbuchsendorf vorstellen wird, unter dem Vorwand, Dir Grüße von uns zu bringen. Spiritus, merkste was? Es geht nämlich die Sage, daß Du glücklicher Vater von vier prächtigen, bildhübschen Töchtern bist; das hat mir ein gemeinsamer Bekannter erzählt, der die vier Ebingschen Walküren über den grünen Klee pries. Na ja, man kann ja nicht wissen, nicht wahr? Kommt Thilo recht warm und herzlich entgegen, dafür ist er sehr empfänglich; wo's steif zugeht, da zieht er gleich die Hörner ein und wird hölzern wie 'n Stock. Würde mir riesig gefallen, altes Haus, Dich möglicherweise als Gegenschwieger ans Herz drücken zu können! Bei der Hochzeit wollten wir uns die Nasen noch einmal gründlich begießen wie in jenen schönen Tagen beim alten R'ment, was? Küsse Deiner hochverehrten Frau Gemahlin von mir die Hand — Gott, was für 'n bildschönes Mädchen war sie doch, und wenn Eure Töchter nach ihr geraten sind — — ich will Dir nicht zu nahe treten, mein guter, alter Jobst, aber was Schönheit anbelangt, da war sie Dir wirklich turmhoch über, das mußt Du selbst zugeben. Womit ich stets verbleibe Dein treuer alter Kamerad und Freund

Karl Weidenbach.

N. S. Thilo macht vor Oberbuchsendorf nur eine Station, bei den Tannenbergs auf Seubnitz. Ich hätte ihn gern gleich unmittelbar zu Euch verfrachtet, aber bei den Tannenbergs muß er 'ran — weitschichtige Verwandtschaft, weißt Du, und weil Seubnitz auf dem Hinweg liegt, hätte er von Euch nochmal zurückkotteln müssen. Glaube nicht, daß die Tochter dort was für Thilos Geschmack ist, er kommt also sozusagen ganz frisch zu Euch. Ja, und das Wichtigste, das ich fast über dem langen Salm vergessen hätte: Thilo wird nach dem aufgestellten Plan am 16. Juli mit dem Mittagszuge bei Euch eintreffen. Kommt keine Absage von ihm, dann bleibt es dabei, was ich als totsicher annehme, denn daß er sich bei den Tannenbergs länger als für die angesagte Zeit aufhalten wird, ist so gut wie ausgeschlossen. Allheil!'

„Na, was sagt ihr denn dazu?" schloß Herr v. Ebing seine Vorlesung.

Natürlich sagte niemand etwas. Von dem Takt und der guten Erziehung der jungen Damen war irgendwelche Äußerung gar nicht zu erwarten, aber auch Frau v. Ebing schwieg als die feingebildete Frau, die sie war; indes war sie doch auch Mutter, und was mehr sagen will, Mutter von vier heiratsfähigen Töchtern, von denen die jüngste freilich erst sechzehn, die älteste aber immerhin schon fünfundzwanzig Jahre alt war — und man muß doch nun mal an die Zukunft denken. Ein Freier, der noch dazu Erbgraf eines der größten und reichsten Majorate ist, tanzt sicher nicht alle Tage an, und wenn die Ebings auch in ganz behaglichen Vermögensverhältnissen lebten und ihren Töchtern das Kommißvermögen glatt mitgeben konnten, so lag doch immerhin noch der Unterschied auf der Hand.

Frau v. Ebing warf einen raschen, prüfenden Blick auf die hübschen, frischen Gesichter ihrer Küchlein, räusperte sich und sagte dann möglichst gelassen: „Der Sechzehnte ist morgen, nicht wahr? Nun, ich werde also das beste Fremdenzimmer lüften lassen, das blaue, denn für dein Patenkind muß man schon etwas ins Zeug gehen — der junge Mann wird von Hause auch wohl recht verwöhnt sein. Forellen haben wir ja noch ausreichend im Fischhälter, ebenso schöne, große Krebse und einen prachtvollen Spiegelkarpfen. Die Enten wären fett genug, die ersten jungen Erbsen sind eben gut zum Pflücken — schade, daß die frischen Spargeln schon vorüber sind, aber unsere eingelegten „Riesen" sind auch nicht zu verachten. Nur Wild fehlt. Wenn du heute aber noch auf den Anstand fährst, wie es deine Absicht war, Alter ..."

„Den Bock, den ich auf dem Kieker hatte, werde ich für Thilo Weidenbach aufsparen, damit der Junge hier was Anständiges zum Abschuß kriegt," widersprach Herr v. Ebing nachdrücklich. „Auf den Anstand kann uns dann eine von euch Mädels fahren, ich meine diejenige, welche — — na, das wird sich schon historisch entwickeln. Inzwischen wird der junge Mann mit Haustieren gefüttert, verstehste? Als Jäger wird er vermutlich nicht zu happig auf Wildbret sein — kein Jäger ist das. Tja! Und zum Abholen von der Bahn wollen wir ihm den frisch lackierten, neu überzogenen Landauer schicken, mit Kutscher und Bedienten, damit der erste Eindruck kein popliger ist und der Abstand von dem, wie er's zu Hause gewohnt, kein zu großer. Oder soll ich selbst ..."

„Bewahre! Nicht zuviel des Guten!" fiel Frau v. Ebing entschieden ein. „Den Landauer, schön. Wir wollen Graf Weidenbach gewiß hier sehr nett empfangen,

aber aus dem Zuge heraus braucht er darum nicht so=zusagen gleich umarmt werden. Alles mit Anstand."

„Na ja, aber den Gepäckwagen werden wir doch wohl mitschicken müssen, was?"

„Wozu? Mehr wie einen Koffer wird er ja wohl kaum mitbringen, und der hat Platz auf dem Bock."

„Freilich, damit das Spritzleder verkratzt und die Kissen bescheuert werden!" begehrte Ebing auf. „Ihr Weibsleute habt doch gar kein Verständnis für solche Sachen! Die Rechnung, die ich für die Herstellung der alten Karrete bezahlt habe, treibt mir heute noch das Wasser aus den Augen. Übrigens ist ja hinten eine Vorrichtung für das Anschnallen eines Koffers, fällt mir ein — na, also! Tja! na! Wenn morgen schönes Wetter ist, könnten wir den Thilo vielleicht am Nach=mittag spazieren fahren. Da kann er gleich sehen, wie Malve ihren Viererzug fährt, was?"

„Wenn nur der Johann die Signale nicht so scheuß=lich falsch blasen wollte!" wandte Malve ein, die ent=schieden die Schönheit der Familie war.

„Na, vielleicht ist Graf Weidenbach nicht musikalisch," tröstete Liane lachend.

„Graf Weidenbach!" wiederholte Ebing tadelnd. „Kinder, soviel bin ich meinem alten Freund und R'mentskameraden denn doch schuldig, daß wir seinen Sohn, mein Patenkind, nicht mit ‚Graf Weidenbach' oder gar mit ‚Herr Graf' anöden wollen. Nein, wir nennen ihn einfach alle Thilo; es genügt, wenn er dazu gesiezt wird. Der junge Mensch soll gar nicht darauf gebracht werden, als ob wir hier dem Majoratserben ein besonderes Licht anzünden wollten; er wird viel harmloser sein, viel mehr aus sich heraustreten, da er nun einmal so schüchtern ist, wenn wir, ihn mit dem

Vornamen nennend, seine Zugehörigkeit gewissermaßen als selbstverständlich betrachten, ihn gar nicht erst auf den Gedanken bringen, daß er außerhalb unseres Familienkreises steht. Das wird ihm wohltun, ihn anheimeln, und das ist auch sicher, was sein Vater damit sagen will, wenn er bittet, dem Jungen ‚warm und herzlich entgegenzukommen, weil er sonst gleich die Hörner einzieht'. So sehe ich die Geschichte an."

„Nun ja," meinte Frau v. Ebing zögernd. „Das läßt sich hören, indes — er ist uns doch allen noch stockfremd. Freilich, bei deinen nahen Beziehungen zu seinem Vater und auf seinen ausgesprochenen Wunsch läßt sich die Vertraulichkeit wohl rechtfertigen. Man wird ja sehen, wie er's auffaßt. Wolltest du etwas sagen, liebe Schwägerin?" wandte sie sich an Anna v. Ebing, eine sehr hübsche, zierliche Blondine, die genau ein Jahr älter war, wie ihre älteste Stiefnichte.

„Nichts von Bedeutung," erwiderte die Angeredete. „Mir fiel bei Erwähnung des Namens Tannenberg in Graf Weidenbachs Brief nur ein, daß ich die Tochter, Komtesse Rita, letzten Winter in Berlin in einer Gesellschaft kennen lernte."

„Und ich sah sie vergangenen Herbst bei einer Fuchsjagd bei den Sulaus, als ich dort zu Besuch war," fiel Malve ein. „Sie ritt im Roten Feld mit — schneidig, sage ich euch! Diese Figur! Schlank wie eine Gerte, und mit dem Sattel wie zusammengewachsen."

„Im Gesellschaftskleide sah sie auch entzückend aus," bestätigte Anna Ebing. „Bildschönes Mädchen — diese herrlichen blauen Augen und dieser reizende Mund, den sie hat. Na, und die Lebhaftigkeit! Einen ihrer Bekannten nannte sie einen alten Esel, einen anderen ein

patentiertes Heupferd; wie ein Quirl fuhr sie herum, aber allerdings mit wunderbarer Grazie."

„So? Na, darum wird Freund Weidenbach wohl auch der Meinung sein, daß Thilo sich nicht über die angemeldete Zeit bei den Tannenbergs aufhalten wird," meinte Ebing händereibend. Dann erhob er sich und sah nach der Uhr. „Donnerkiel, Kinder, was für Zeit haben wir hier verläppert! Jetzt muß ich machen, daß ich ins Geschirr komme — will noch nach dem Vorwerk fahren."

Ebing empfahl sich und ließ seine Damen in einer lebhaften Unterhaltung darüber zurück, mit welch besonderen Speisen man den Gast beglücken sollte.

Die Bahnstation für Oberbuchsendorf, an welcher Schnellzüge nicht hielten, lag etwa drei Kilometer vom Schloß entfernt; wollte man dort aussteigen, so mußte man auf dem eine Bahnstunde entfernten Knotenpunkt in den Personenzug umsteigen.

Nachdem Herr v. Ebing ausgerechnet hatte, mit welchem Zuge ein von der Station Seubnitz kommender Gast auf der zuständigen Haltestelle eintreffen konnte, wurde der frisch lackierte und neu überzogene Landauer mit Kutscher und Bedienten in ihrer besten Livree abgeschickt, und die gesamte Familie erwartete mit Spannung den Freier auf der Brautschau, wobei die linke Westentasche des Hausherrn der leidende Teil war, da er alle fünf Minuten die Uhr zog, um festzustellen, wie viel Verspätung der Zug heute schon wieder habe. Übrigens hatte er heut ausnahmsweise einmal keine, denn der Landauer fuhr ganz zur entsprechenden Zeit durch das weitgeöffnete Gartentor im eleganten Bogen vor der Freitreppe des Schlosses vor, und Ebing eilte hinab, seinen Gast zu begrüßen,

während sieben Paar Frauenaugen droben auf der Terrasse neugierig den Ankömmling musterten*).

Es war ganz gut, daß der alte Graf Weidenbach in seinem Briefe darauf vorbereitet hatte, daß sein Sohn wenig auf äußere Erscheinung gab; das allgemeine innere Urteil ergänzte diese unbefangene väterliche Ansicht dahin, daß das besagte „Äußere" auch kaum dazu angetan war, es durch Schneiderkünste wesentlich zu verschönern. An dem jungen Mann, der dem Landauer entstieg, war im übrigen alles groß. Zunächst der Fuß, den er in einem wahren Siebenmeilenstiefel auf den Wagentritt setzte, wobei die Hose seines grauen, etwas reichlich großkarierten Anzugs sich mit einem, durch ihren Schnitt bedingten, kühnen Schwunge nach außen drehte und so hoch in die Höhe rutschte, daß sie nicht nur den kurzen, mit zwei neugierig herausspringenden Strippen verzierten Stiefelschaft, sondern auch noch eine Handbreit der rot-weiß gestreiften Zwillichunterhose dem staunenden Publikum enthüllte. Die Hand im zimtbraunen Wildlederhandschuh, dessen Nummer ungefähr auf neundreiviertel zu schätzen war, die sich umgehend mit dem überflüssigen Bemühen ausstreckte, die widerspenstige Hose herabzuziehen, paßte also ganz zu den Maßen der Füße, und da auch die lange, dünne Gestalt den ohnehin sehr großen Schloßherrn von Oberbuchsendorf noch um eine halbe Kopflänge überragte, so waren die in voraus sichtbaren Gliedmaßen schließlich ganz proportionierte. Nachdem die Hand von ihrer Reise zum Hosenbein zurückgekehrt war, zog sie den Hut, einen jener steifen Filzdeckel, welche der Deutsche „Judenhelm", der Franzose „chapeau mélon" nennt, vom Kopfe und

*) Siehe das Titelbild.

enthüllte einen kerzengerade sich in die Höhe sträubenden sandfarbenen Haarschopf über der etwas niedrigen Denkerstirn seines glücklichen Besitzers, den wirklich nicht einmal die Augen der Liebe hätten schön finden können, denn auch an diesem an sich kleinen Kopfe war sonst alles groß geraten: die abstehenden Ohren, die weit vorspringende Nase, die runden, an einen Uhu erinnernden Augen, der massige Mund mit den aufwärts gebogenen Winkeln, über dem eine dünne Masse zusammengedrehter, sandfarbener Haare einen Schnurrbart andeuteten.

Herr v. Ebing fragte sich beim Anblick seines Gastes, „woher die doch ganz hübschen Eltern diesen mordsgarstigen Sohn hätten", da Schönheit aber immerhin doch nur etwas rein Äußerliches ist und die eigene ihn selbst auch nicht gerade drückte, so stieß er sich nicht weiter an der des jungen Erbherrn, sondern versuchte es, ihn zu umarmen.

„Nun, mein lieber Thilo, das ist ja mal eine große Freude, die Sie uns mit Ihrem Besuch machen!" rief er herzlich. „Etwas Lieberes konnte uns ja gar nicht geschehen! Seien Sie uns vielmals willkommen und lassen Sie sich's wohl bei uns sein. Ihr Gepäck wird — ja wo ist denn Ihr Gepäck?"

„Bitte hier!" erwiderte Thilo, anscheinend etwas betäubt von dem warmen Empfang, und sich umdrehend, langte er unter dem Rücksitz des Wagens ein starke Gebrauchsspuren zeigendes, kleines, mit braunem Segeltuch bezogenes Handköfferchen hervor. „Bitte, bemühen Sie sich nicht, ich kann das ganz gut selbst tragen," versicherte er dem vom Bock gesprungenen Diener, der ihm das Miniaturgepäckstück aus der Hand nehmen wollte, und auch als Herr v. Ebing, gleichfalls zugreifend,

erklärte, das Köfferchen würde ihm sofort auf sein Zimmer gebracht werden, ließ Thilo nicht eher locker, bis er der Übermacht weichen mußte und Johann mit dem schäbigen Ding abziehen konnte.

Nun nahm Ebing seinen Gast am Arm und führte ihn im Triumph die Freitreppe hinauf in den Kreis der oben wartenden Damen, auf deren Gesichtern sich in verschiedenen Abstufungen der genossene Eindruck malte — so viel fröhliche Gesichter hatte Thilo sicher noch nie bei einem Empfang seiner langen Person beieinander gesehen.

„Meine Frau, meine vier Mädels, meine Schwägerin, meine Schwester!" rief Ebing mit einer vorstellenden Handbewegung, und der Reihe nach machte Thilo siebenmal eine Verbeugung, die lebhaft an ein Taschenmesser erinnerte, das man zum Spaß siebenmal auf und zu klappen läßt.

„Herzlich willkommen, lieber Thilo!" sagte Frau v. Ebing, ihm die Hand reichend, die er nur schüchtern berührte. „Ja, du liebe Zeit, was sind Sie groß geworden! Sie müssen nämlich wissen, daß ich Sie zuletzt gesehen habe, als Sie noch keine drei Käse hoch waren, und weil wir doch Ihre lieben Eltern so gut kannten, so erlauben Sie gewiß, daß wir Sie kurzweg Thilo nennen, nicht wahr?"

„Ja, natürlich," erwiderte er, nochmals zusammenklappend. „Ich heiße ja doch so."

„Nun ja, allerdings — aber immerhin — nun, Sie sehen aus dieser vertraulichen Anrede, daß wir Sie eben im freundschaftlichen Sinne als den Unseren begrüßen. Ich hoffe, es wird Ihnen gut bei uns gefallen und wir haben recht lange die Freude Ihres lieben Besuches," erwiderte Frau v. Ebing.

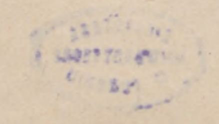


„Sie sind wahrhaftig zu gütig — wenn ich wirklich bis morgen bleiben darf — am Abend hat man keinen Anschluß mit den Zügen ...“

„Aber nein! Sie werden doch morgen nicht schon wieder absocken wollen!“ rief Ebing dazwischen. „Das wäre doch — na, darüber reden wir noch später; einstweilen wird der Diener Ihnen Ihre Bude zeigen, damit Sie den Staub der Reise von den Füßen schütteln können, dann wollen wir Mittag essen, und gegen Abend fahren wir in den Wald, wo Sie den kapitalsten Bock zum Schuß kriegen sollen, der Ihnen noch jemals vor den Lauf gekommen ist. Also — in zwanzig Minuten wird hier zum Futtern geblasen. Auf Wiedersehen, lieber Thilo!“

Der liebe Thilo folgte dem vorausgehenden Johann eine Treppe hinauf und durch lange, teppichbelegte Gänge, bis sich eine Tür vor ihm öffnete, und er in ein großes, guteingerichtetes Gemach trat, in dem sich alles befand, was ein bevorzugter Gast eines vornehmen Hauses zu seinem Behagen erwarten darf: ein einladendes Bett, ein bequemes Sofa und weiche Lehnstühle, einen großen Waschtisch mit Geschirr größten Formats, Kleiderschrank, Kommode und vor dem Fenster einen großen Schreibtisch mit Löschblock, Briefpapier mit dem Ebingschen Wappen, und neben dem Schreibzeug eine hohe Vase mit köstlich duftenden Rosen gefüllt.

Nachdem der Diener noch darauf aufmerksam gemacht, daß in dem Deckelkrug warmes Wasser zum Händewaschen sei, fragte er, ob der Herr Graf noch Befehle habe; da der Herr Graf aber sofort ans offene Fenster getreten war und, sich herausbeugend, den Garten bewunderte, so hörte er offenbar die Frage nicht, worauf Johann sich empfahl. Als Thilo sich dann wieder ins



Zimmer umdrehte und sich allein sah, zog er sich den erbsengelben Sommerüberzieher aus, hing ihn sorglich im Schrank auf und betrachtete dann wohlgefällig seine nähere Umgebung, die ihm sichtlich zu gefallen schien, denn er leistete sich das sonderbare Vergnügen, sich erst auf das Sofa und dann auf die Polsterstühle zu setzen und die Sprungfedern dieser Möbel durch Daraufherumwippen auf ihre Elastizität zu prüfen. Ja, er patschte sogar mit seinen derben Händen auf das Bett und maß seine Länge ab, worauf er auch den Rock auszog, die losen Hemdmanschetten abstreifte und sein ruppiges Köfferchen öffnete, das übrigens außer einem reinen Kragen und zwei weiteren „Röhrchen" nur noch zwei Taschentücher, ein frisches Hemd von grün-weiß-rot gestreiftem Kattun, ein Paar sehr alte Pantoffeln, eine Haar- und Zahnbürste, einen Kamm und ein Stück Stangenpomade enthielt — man konnte die Einfachheit und Anspruchslosigkeit wirklich kaum weiter treiben als dieser Erbe eines der größten Majorate.

Nachdem er sich mit der Stangenpomade seinen sandfarbenen Haarschopf so lange vollgekleistert hatte, bis er vermittels der Haarbürste, der man den näheren Verkehr mit der klebrigen Pomade deutlich ansah, einigermaßen zu einem schiefen Scheitel gezwungen werden konnte, wusch Thilo sich die Hände, knüpfte sich seinen lebhaft grünen, gestrickten Selbstbinder noch einmal hübsch ordentlich, zog Röhrchen und Rock wieder an und begab sich des Wegs, den er gekommen war, wieder hinab.

Inzwischen war unten im Kreise der Damen natürlich Kritik an ihm geübt worden, die sofort einsetzte, kaum daß er ihren Blicken entschwunden war; erst sahen sich alle stumm an, bis Käthe v. Kronberg das erlösende Wort fand.

„Alles was rechts und links ist — schön ist der wirklich nicht,“ platzte sie heraus.

„Er sieht aus wie ein Kakadu!“ rief Rosa mit guter Beobachtungsgabe.

„Nein, wie die große Henkelvase im Salon — mit den Ohren!“ behauptete Malve.

„Habt ihr seine Füße gesehen? Die reinen Straßenwalzen!“ fiel Anna Ebing ein.

„Ich ahnte nicht, daß es solch einen Riesenzinken von einer Nase geben kann,“ versicherte Viola.

„Na, und erst der Mund — mit dem kann er sich ja selbst was in beide Ohren sagen,“ prustete Liane los.

„Wenn er nur nicht solch kreischgrüne Krawatte tragen wollte — zu dem gelben Überzieher!“ seufzte Frau v. Ebing.

„Kinder, Kinder, ihr kennt doch wohl das Märchen von ‚Schneeweiß und Rosenrot‘!“ rief Ebing mit erhobenem Finger, während er mühsam das Lachen verbiß. „Diese beiden jungen Damen zausten und hänselten den Bärenprinzen so lange, bis er warnend brummte: ‚Schneeweiß und Rosenrot, schlagt nicht euern Freier tot!‘“

„In der Tat — alles das sind ja nur Nebensächlichkeiten,“ fiel seine Frau ein. „Man soll sich hüten, einen Menschen nach dem zu beurteilen, was ja schließlich doch Naturgaben sind, für die er nichts kann. Und,“ schloß sie unvermittelt, „und wenn er den Überzieher erst abgelegt hat, dann wird das etwas lebhafte Grün seiner Krawatte auch nicht mehr so grell wirken — falls er nicht überhaupt eine andere anlegt.“

„Hm — tja — der Gepäckwagen hätte sich für das Köfferchen nicht übel gemacht,“ bemerkte Ebing und mußte in der Erinnerung an den braunen Segelleinenen,

um den sie sich am Wagen zu dritt gerauft hatten, herzlich lachen. „Na, vielleicht ist Thilo ein Packgenie. Ich kannte mal so eins, das brachte eine ganz ansehnliche Ausstattung in solch kleinem Handkoffer unter, was den Vorteil hatte, daß der Mann sein Reisegepäck immer bei sich selbst behalten konnte und nichts aufzugeben brauchte. Kinder, es muß auch solche Käuze geben, und wenn so einer Graf und Majoratserbe ist, dann nennt man ihn ein Original."

Daß besagtes Original sich ohne den Erbsengelben wesentlich vorteilhafter ausgenommen hätte, konnte selbst das wohlwollendste Urteil nicht behaupten. Abgesehen davon, daß der Anzug höchst bedenklich kariert war, trug Thilo eine auf wollenem, dunkelgrünen Aidastoff mit bunten Blümchen gestickte Weste; der Schneider hatte zu dem Kunststück mit dem bei jedem Schritt heraufrutschenden Hosenbein auch für die Ärmel des Rockes einen wirklich unglaublichen Schnitt verwendet, denn sie zogen sich bei jeder Bewegung so in die Höhe, daß sie sich allemal am oberen Rande der Röhrchen stauchten, was ein unablässiges Herabziehen der Armfutterale nötig machte, die nur dann normal aussahen, wenn Thilo seine Arme glatt herabbaumeln ließ. Auch mit dem Rockkragen war etwas nicht in Ordnung; er schmiegte sich nicht dem Leinenkragen an, sondern stand kumtartig davon ab. Kurz, Herr v. Ebing begriff sehr gut den Seufzer seines Freundes und Regimentskameraden Weidenbach, mit dem er seines Sohnes und Erben Schneiderrechnung erhöht zu sehen wünschte. Grundlos stoßen Väter solche Seufzer für gewöhnlich nicht aus; im Gegenteil, sie stöhnen sonst meist Stein und Bein über die Schneiderrechnungen ihrer Herren Söhne.

„Ah, da ist ja unser lieber Thilo!“ rief Ebing seinem Gast entgegen. „Pünktlich zur Stelle, das lob' ich mir! Und nun sagen Sie mal, mein lieber Junge: wie geht's Ihrem Vater?“

„Danke ergebenst für die gütige Nachfrage; es geht ihm ganz ordentlich. Na ja, manchmal zwickt ihn wohl das Zipperlein, aber wenn er nur täglich seinen Skat kloppen kann, dann ist er schon zufrieden,“ erwiderte Thilo. „Darf ich fragen —“

„Und Ihre liebe Frau Mutter — sie befindet sich wohl?“ fiel Frau v. Ebing ein.

„Danke ergebenst, gnädige Frau. Meine Mutter hat nicht zu klagen. Darf ich fragen —“

„Und Ihre verheiratete Schwester?“

„Oh, die ist quietschvergnügt, gnädige Frau. Darf ich fragen —“

„Wieviel Kinderchen hat sie doch?“

„Vorläufig noch keins, aber — hm. Darf ich fragen —“

„Fragen dürfen Sie nachher soviel Sie wollen, lieber Thilo — jetzt ruft das Tamtam zu Tisch,“ unterbrach ihn der Hausherr. „Sie haben doch gewiß einen Mordshunger?“

„Allerdings ...“

„Na, dann geben Sie meiner Frau den Arm und führen Sie die Polonäse an,“ kommandierte Ebing, und Thilo kam der Aufforderung mit einem Eifer nach, in dessen Hitze er Frau v. Ebing nicht nur das Kleid herab-, sondern auch so nachdrücklich auf den Fuß trat, daß ihr das Wasser in die Augen schoß. Aber sie verbiß heldenmäßig den Schmerz und lotste ihren Gast, mühsam auftretend, in den Speisesaal, wo die wohlgedeckte, blumengeschmückte Tafel mit dem blitzenden Silberzeug



und dem funkelnden Kristall Thilos Lippen ein so bewunderndes „Ah!“ entlockte, als hätte er ähnliches in seinem Leben noch nicht gesehen. Leider schob sich aber zwischen den Vorgenuß der zu erwartenden Tafelfreuden der immer auf der Lauer liegenden „dunklen Mächte Hand“, die sich bekanntlich mit Vorliebe „zwischen

Lipp' und Kelchesrand" eindrängt, auch für Thilo heimtückisch herein. Wie es in guten Häusern mit ausreichender Bedienung Sitte ist, zog nämlich der Diener den Stuhl vor seinem Gedeck leise fort, als der Gast vor den ihm zugewiesenen Platz trat, um ihn dann zum Niederlassen sitzgerecht heranzuschieben; Thilo aber, ohne abzuwarten, bis die Damen saßen, knickte sich zusammen, seinen Stuhl schon unter sich wähnend, und verschwand im nächsten Augenblick unter der Tafel. Und weil nun der Ertrinkende sich ja bekanntlich an einen Strohhalm klammert, so ergriffen seine beiden Hände das lang herabhängende Tischtuch und hätten es sicher mit allem, was darauf stand, herabgerissen, wenn der Diener nicht rasch zugegriffen und durch Festhalten das drohende Unheil aufgehalten hätte.

Nun gibt's aber wirklich kaum etwas die Lachmuskeln mehr Reizendes, als wenn ein erwachsener Mensch plötzlich auf diese Art wie in einer Theaterversenkung verschwindet, und da die immer vorlaute Liane zum Überfluß auch noch: „Bums, da liegt er!" schrie, so war's verständlich, daß Thilo nur stark gerötete Gesichter vor sich sah, als er sein langes Gebein mit Hilfe des Dieners und Ebings unter der Tafel herausgearbeitet hatte und glücklich auf seinem Stuhl saß.

„Haben Sie sich weh getan?" fragte Frau v. Ebing so teilnahmvoll, als es ihr schmerzender Fuß und ihre Lachlust erlaubten.

„Nu, natürlich habe ich mich gekloppt — wenn einem der Esel — ich meine der Herr da, einem auch den Stuhl unterm Leibe fortzieht," erwiderte er, ohne die heuchlerische Höflichkeit, die der sogenannte gute Ton in solchen Lebenslagen von einem verlangt. „Na, 's wird ja wieder vergehen, bis ich heirate," setzte er

begütigend hinzu. „Aber der Hosenträger ist mir auf der rechten Seite abgeplatzt. Vielleicht liegen die Knöppe unterm Tisch ...“

„Johann kann nach Tisch danach suchen,“ fiel Frau v. Ebing hastig ein, da der Blick des Gastes schon den Boden um sich abzusuchen begann.

„Hoffentlich ist sonst nichts weiter geplatzt,“ bemerkte Ebing unvorsichtig.

„Kruzitürken — das wäre! Ich hab' ja bloß den einen Anzug mit!“ rief Thilo erschrocken und sprang wie angeschossen von seinem Stuhle auf, wobei er mit dem ahnungslos mit dem gefüllten Suppenteller nahenden Diener dermaßen zusammenprallte, daß Teller und Suppe im weiten Bogen zum Glück seitwärts davonflogen, und der heiße Sturzbach niemand verbrühte.

„Herrschaft! Wenn ich das auch noch erwischt hätte!“ zeterte Thilo, mehr persönlich besorgt, wie bedauernd. „Wie kann man denn aber auch wissen, daß jemand hinter einem ist, wenn man so leise angeschlichen wird,“ fuhr er fort, womit er sich vermutlich entschuldigen wollte, aber er vergaß darüber nicht, seine Kehrseite nach einem etwaigen Schaden gründlich zu befühlen. „Nein, alles heil — Gott sei Dank! Und da liegt ja auch mein Hosenknopf! Glück muß der Mensch haben, sage ich.“

„Na, das fängt ja gut an! Wenn das so weiter geht, dann — guten Morgen!“ tuschelte Malve im Theaterflüsterton ihren Nachbarinnen zu.

Es hatte auch wirklich den Anschein, als ob's „so weitergehen“ wollte, denn Thilo stopfte sich zum Ergötzen der gesamten Tafelrunde den einen Zipfel seiner Serviette als Sabberlätzchen in den Kragen und begann seine Suppe im buchstäblichen Sinne des Wortes zu schlürfen. Es war das jedenfalls ein ungewöhnliches

Geräusch, dem sich die übermütige Liane natürlich sofort anschloß, und sich in ihrer „zweiten Stimme“ auch durch die tadelnden Blicke ihrer Mutter nicht beirren ließ. Daß Thilo im Genuß der kräftigen Brühe durch ein allzu heißes Suppenklößchen unliebsam gestört wurde — es ist nämlich eine niederträchtige Tücke der Suppenklößchen, alle Hitze in ihrem Innern aufzuspeichern — und den glühenden Bissen infolge verbrannter Zunge einfach in seinen Teller zurückspuckte, war nur ein kleines Zwischenspiel, nach dem es kaum mehr überraschen konnte, daß er, abgesehen von der unumstößlichen Tatsache, daß er zu dem jedem Kavalleristen wohlbekannten und gefürchteten Geschlecht der „Krippensetzer“ gehörte, den Fisch mit dem Messer aß und auch die grünen Erbsen auf diesem unerläßlichen Eßgerät in den Mund schaufelte, ein Kunststück, das allgemeine und atemlose Bewunderung erregte. Und er benagte auch die Knochen der Hühner, indem er sie in die Finger nahm, feinsäuberlich mit seinen übrigens prachtvollen Zähnen und leckte sich die Finger erst ausgiebig ab, bevor er sie mit der Serviette zu deren größerer Schonung in Berührung brachte, worauf er um einen Zahnstocher bat, der natürlich nicht vorhanden war. Große Geister wissen sich aber auch ohne dieses in der Öffentlichkeit scheußlichste aller Instrumente zu helfen; der lange Zeigefinger seiner rechten Hand vertrat wirkungsvoll den fehlenden Stocher, doch darf festgestellt werden, daß Thilo sich bei diesem erhebenden Geschäft diskret die linke Hand vorhielt.

Diesen und anderen Ungewöhnlichkeiten des Speisens aber setzte der wahrhaft „originelle“ junge Mann die Krone auf, indem er aus der am Schluß der Mahlzeit vor ihn hingestellten Fingerspülschale das laue

Wasser heldenmütig austrank, ehe er noch an diesem Genuß verhindert werden konnte, was schon darum sehr schwer war, als die Tafelrunde vor verhaltenen Lachkrämpfen die Warnung überhaupt nicht herausbrachte. Er selbst schnitt ein fürchterliches Gesicht über den sonderbaren Nachtisch, und sah dann verdutzt zu, wie männiglich sich die Finger in dem grausigen Getränk abspülte.

„Nee, wahrhaftig — man wird alt wie 'ne Kuh, und man lernt immer noch dazu," gab er seinem Erstaunen lauten Ausdruck, da aber, wie Herr v. Ebing sehr richtig bemerkt hatte, bei einem reichen Majoratserben „originell" ist, was man einem anderen Sterblichen als schlechte Aufführung ankreiden würde, so schenkte er ihm zur Verbesserung des schlechten Geschmackes, trotz dem warnenden Augenzwinkern seiner Frau, noch ein Glas Sekt ein, was Thilo mit einem „Vivant die Damen!" rasch leerte.

„Schampus, das ist doch was anderes, als laues Spülwasser," stellte er diese unanfechtbare Tatsache fest, indem er sich die Lippen leckte. „Für Schampus, da lass' ich nämlich mein Leben!"

Er hatte recht viel „Schampus" getrunken, dieser liebe Thilo; seine runden Uhuaugen schwammen ordentlich vor Seligkeit, als er sich nach Tisch höflich für Speis' und Trank bei seinen Wirten bedankte und ihnen die freudige Versicherung gab, daß alles „gut und reichlich" gewesen sei. Dann wurde auf der Veranda der Kaffee getrunken, wobei Thilo noch schmatzend ein paar Liköre hinter die Binde goß, die Zigarre jedoch als Nichtraucher ablehnte.

„Was machen wir nun?" fragte Malve, einen Wink ihrer Mutter richtig verstehend, welche Zeichen von Er-

schöpfung sehen ließ; auch war es die Stunde, in welcher Ebing sein Nickerchen zu machen pflegte, und wenn ihm das genommen wurde, dann konnte er kratzbürstig werden. „Zu einer Partie Tennis ist's wohl noch zu heiß und zu früh nach dem Essen — aber wenn's Ihnen recht ist, lieber Thilo, dann zeigen wir Ihnen den Garten."

Dem lieben Thilo war's ganz recht, und bald wandelte er im Kreise der jungen Damen als Hahn im Korbe unter den schattigen Bäumen dahin, riß einige sogenannte Witze, versuchte auch rechts und links die Cour zu schneiden, mochten nun die guten, schweren Weine, insbesondere der viele „Schampus", die reichlich genossene Mahlzeit und die darauf gesetzten Liköre schuld sein, — kurz, der „originelle" junge Mann begann erst leise, dann laut zu gähnen und riß seinen Mund dabei so weit auf, daß er damit zwar einen Zahnarzt begeistert hätte, die vorlaute Liane aber schließlich doch veranlaßte, um Gnade zu bitten, damit Oberbuchsendorf mit Mann und Maus, Schloß und Dorf der Gefahr, verschlungen zu werden, entgehen könnten.

„Thilo ist müde von der Reise — auch ist's heute wirklich sehr warm," fiel Malve hastig ein. „Wie wär's, wenn wir ihn etwas auf dem Teich herumruderten?"

„Teich? Wo ist ein Teich?" ermunterte sich Thilo sofort. „Sie mich rudern, mich? Gerade umgekehrt, da sollen Sie mich erst in meiner Glorie sehen! Ich bin nämlich Champion in unserem Ruderklub!"

„Um so besser!" lachte Malve und schlug sofort den Weg zu dem großen, mit Bäumen umsäumten Teich ein, der den parkähnlichen Garten von dem anstoßenden Forst trennte. Im Bootshäuschen unter den Weiden lagen zwei Fahrzeuge, eins für zwei, das andere für vier Ruder; das letztere wurde losgekettet, und nun

sahen die erstaunten Damen Thilo wirklich in seiner Glorie, denn er zog sich den Rock und dann auch noch die Weste aus, wobei der beim Sturz unter den Tisch nicht abgesprungene Knopf den Hosenträger einseitig festhielt. Thilo entnahm jedoch seinem Geldtäschchen eine Sicherheitsnadel und befestigte damit den Träger schlecht und recht.

„Der Mensch muß sich zu helfen wissen," sagte er mit berechtigtem Stolz, indem er auch seine Röhrchen abstreifte und damit augenscheinlich machte, daß sie auf ihrer dem Auge bisher verborgen gewesenen Seite bereits der Wäscherin bedürftig waren.

„Und sonst ziehen Sie wirklich weiter nichts aus?" fragte Liane mit schiefem Kopf in unschuldvoller Bewunderung des entblätterten Gastes.

Er sah sie einen Augenblick zweifelnd an: „Natürlich, der Kragen muß ja noch 'runter — der wird einem beim Rudern gleich so weich wie ein Waschlappen, und ich habe nur noch einen mit," rief er aus und ließ seinen Worten die Tat folgen. Nachdem er seine abgelegten Garderobegegenstände sehr ordentlich zusammengelegt und im Bootshaus verstaut hatte, sprang er in das Boot, die Damen folgten ihm, und nun begann die Wasserfahrt, von welcher Wilhelm Busch schon gesagt, daß sie „ein Vergnügen eigner Art" sei. Rudern konnte Thilo aber wirklich und zeigte auch das, was er konnte, mit so viel gutem Willen, daß ihm der Überfluß der auf seinen Kakaduschopf verschwendeten Pomade, von der Sonne und der Anstrengung aufgelöst, in fettigen Rinnsalen über das Gesicht floß, ein Anblick, der den übermütigen jungen Damen gar vielen Spaß machte, nicht minder, wie nach beendeter Wasserfahrt die Wiederanlegung der im Bootshaus zurückgelassenen Kleidung-

stücke. Inzwischen hatten Herr und Frau v. Ebing ihr gewohntes Mittagschläfchen gemacht und empfingen die zurückkehrende Jugend auf der Veranda am Teetisch.

„Aha! Streuselkuchen und Rosinenstollen! Dafür lass' ich mein Leben!“ rief Thilo begeistert. „Ich habe wahrhaftig schon wieder einen Mordshunger. Rudern macht Appetit!“

„Nun, dann langen Sie nur zu,“ ermunterte Frau v. Ebing ihren Gast, der es sich nicht zweimal sagen ließ und einhieb, als hätte er seit vierundzwanzig Stunden nichts mehr gegessen.

„Na, lieber Thilo, wie war's in Seubnitz?“ fragte Ebing wie nebenher.

„Seubnitz? Seubnitz?“ echote der junge Mann undeutlich, weil er gerade den Mund voll Kuchen hatte. „Ach, Sie meinen beim Grafen Tannenberg? Ja, da soll ich nächste Woche hin, wegen —“

„Ja, wir glaubten, Sie seien von dort gekommen,“ fiel Frau v. Ebing schnell ein, eine zu große Offenherzigkeit fürchtend. „Ihr Vater schrieb doch —“

„Mein Vater?“ wiederholte Thilo erstaunt. „Darf ich fragen —“

„Noch ein Stück Streuselkuchen, lieber Thilo?“ ermunterte Ebing.

„Mit Wonne. Ich bin so frei und nehme gleich zwei. Aber —“

„Also kennen Sie Komtesse Rita noch nicht?“ fragte Rose dazwischen.

„Natürlich kenne ich die Komtesse,“ versicherte Thilo kauend. „War schon zweimal in Seubnitz wegen —“

„Ist sie wirklich so hübsch?“ fiel Viola ein.

„Hübsch?“ wiederholte Thilo verächtlich. „Hübsch?



Schön ist sie — Donnerwetter noch einmal! Vor der könnt ihr samt und sonders, wie ihr gebacken seid, ruhig einpacken!“

Die tiefe Stille, welche dieser ebenso offenen wie ungewöhnlichen Erklärung folgte, hätte Thilo eigentlich belehren müssen, daß man so etwas jungen Damen, deren Gast man noch dazu ist, nicht sagen darf, aber Thilo schien sich des Verstoßes, den er gemacht, gar nicht bewußt zu sein. Er steckte sich ein neues Stück Kuchen in den Mund und fuhr mit vollen Backen fort: „Freilich ist das Geschmacksache. Ich für meine Person erkenne ja die Schönheit an, wo ich sie sehe, aber wenn ich mal

heirate, würde ich schon lieber eine Brünette nehmen, denn die halten sich länger frisch, wissen Sie; so 'ne Blonde verblüht zu schnell. Vergoldung vergeht, Schweinsleder besteht, sagt Andersen im Märchen. Sie zum Beispiel" — und damit deutete er mit dem Kuchenstück auf Malve — „Sie wären ganz nach meinem Gusto!"

Nun, das war deutlich, wenn auch das vorausgeschickte Zitat nicht gerade sehr schmeichelhaft gewählt schien. Aber auch davon merkte Thilo in seiner Harmlosigkeit nichts; es schien ihm nicht einmal aufzufallen, daß Malve mit hochrotem Kopf aufstand und ins Haus ging; er konnte natürlich auch nicht ahnen, daß es eine Stunde später erst eines langen Zuredens von seiten ihrer Eltern gelang, die empörte Tochter zur Teilnahme an der Pirschfahrt zu bewegen.

„Na ja doch, der Junge ist unglaublich!" gab Ebing seiner Tochter zu. „Aber er ist doch nun einmal Karl Weidenbachs Sohn, und da muß man schon ein Auge zudrücken. Eigentlich hat er dir ja doch ein Kompliment machen wollen —"

„Vater! Nachdem er uns versichert hat, daß wir neben Rita Tannenberg alle einpacken könnten . . ."

„Ja, ja! Damit hat er aber doch nur den allgemeinen Eindruck in etwas — sagen wir — ungewandten Worten ausgedrückt. Im besonderen hat er sich dabei recht deutlich ausgesprochen. — Als Erzieher scheint Freund Weidenbach wirklich gerade keine besonderen Gaben zu haben, aber was sind schließlich schlechte Manieren, wenn in der äußeren rauhen Hülle nur ein tüchtiger Kern steckt; das weiß eine kluge Frau schon abzuschleifen."

„Dann soll er sich eine suchen, die zu dieser Arbeit Lust hat, ich bedaure," erwiderte Malve heftig. „Mit-

kommen? Ja, ich werde mitkommen, schon damit dieser Tolpatsch nicht auf den Gedanken kommt, als ob ich seinen Worten irgendwelche Bedeutung zugelegt hätte."

Im kleinen Pirschwagen, dessen flottes Gespann Malve lenkte, neben sich auf dem Bock Liane, auf dem Rücksitz Ebing und Thilo, ging die Fahrt hinaus in den schönen grünen Wald, in dem sich die Abenddämmerung schon auf leisen Sohlen eingeschlichen hatte, die beste Zeit für den Jäger, da das Wild dann nach den Äsungsplätzen zu wechseln pflegt. Malve kannte die Stelle, wo der kapitale Rehbock, den Ebing für seinen Gast aufgespart, sich zeigte, und lenkte den Wagen von dem Weg in eine schmale Schneise ab, auf deren moosbewachsenem, von Tannennadeln und sogenannter Waldstreu weichem Pfade die auf diesen Sport wohleingeübten Pferde lautlos im Schritt den Rand des Waldes erreichten, der sich um eine Lichtung zog, und dort halt machten, während Ebing scharf nach dem Gebüsch Ausschau hielt, aus dem der Bock zu treten pflegte.

„Wie lange muß man denn für gewöhnlich hier warten?" fragte Thilo laut, indem er das Taschentuch zog und mit der Nase hineintrompetete.

„Pscht! Still doch, Mensch! Wenn Sie solchen Lärm machen, zeigt sich kein Wild mehr; da können Sie bis zum Jüngsten Tage warten!" tuschelte Ebing wütend seinem Gast zu. „Nach dieser Kraftprobe können wir lieber gleich nach Hause fahren! Schneuzt sich der Mensch, daß man's auf einen Kilometer in der Runde hören kann —"

„Vater, es knackt im Busch!" flüsterte Malve über die Schulter zurück. „Da — noch einmal!"

„Wahrhaftig!" murmelte Ebing aufhorchend. „Na,

nun aber Gewehr bereit, Thilo — wenn mich nicht alles trügt, dann haben Sie mehr Glück, wie — wie was anderes."

Thilo nahm das von seinem Gastfreunde geliehene Jagdgewehr schußbereit hoch und sah mit seinen runden Uhuaugen starr auf den Busch, in dem es jetzt deutlicher knackte und raschelte. Atemlose Spannung aller auf dem Wagen, selbst die Pferde spitzten die Ohren und äugten mit vorgestreckten Hälsen nach derselben Richtung — und dann brach's mit einem graziösen Sprung über das niedere Unterholz hervor, ein Schuß krachte, ein dreifacher Schrei ertönte und —

„Sind Sie verrückt, Herr, oder haben Sie den Hühnerplinz? Sie haben ja eine Ricke geschossen," brüllte Ebing seinen Gast an, daß die Pferde stiegen. „Eine Ricke!" wiederholte er mit der ganzen Entrüstung des echten Weidmanns und Jagdbesitzers.

„Eine Ricke?" fragte Thilo. „Woran sieht man denn das?"

„Woran man das — — heiliger Hubertus, verzeih diesem Menschen eine solche hanebüchene Dummheit!" schrie Ebing entgeistert. „Haben Sie in Ihrem Leben noch nie einen Rehbock gesehen, nie das Gehörn eines Bockes? Das ist ja, um — um Backpflaumen zu niesen! Zum Heulen ist es!"

„Ja, ist denn das wirklich so schlimm? Warum denn?" fragte Thilo harmlos.

„Schlimm! Ein Verbrechen ist's, das die Gesetze als Jagdfrevel bestrafen!" tobte Ebing weiter. „Nicht mal ein Wilddieb schießt eine Ricke, wenn er's vermeiden kann."

„Aber fein getroffen habe ich doch, nicht wahr?" meinte Thilo mit Stolz. „Ich war beim Scheibenschießen immer der Beste —"

„Den Deixel waren Sie!“ schnob Ebing, immer noch weißglühend vor Wut. „Und da schreibt Ihr Vater mir, Sie seien ein ausgezeichneter Jäger! Ein guter Scheibenschütze mögen Sie sein, aber zum Jäger hat der liebe Gott Sie in seinem Zorn erschaffen, das gebe ich Ihnen auf Stempelpapier!“

„Mein Vater hat Ihnen geschrieben, daß ich — — darf ich fragen —“

„Na, wollen mal sehen, ob Sie das Tier wenigstens nicht krank geschossen haben,“ fiel Ebing ein, indem er vom Wagen sprang und auf die erlegte Ricke zueilte. Als er dort feststellte, daß es ein guter, weidgerechter Blattschuß war, der „diesen Bock“ getroffen, besänftigte sich sein Zorn so weit, daß er wenigstens mit der unschuldsvollen Harmlosigkeit Thilos zu rechnen begann und ihm zum Bewußtsein kam, daß man als Wirt die Verpflichtung hat, ein Auge zuzudrücken, wenn ein Gast Mißbrauch mit seiner Dummheit treibt. Noch dazu ein Gast, der seines Freundes und R'mentskameraden Sohn war, und — na ja — auch sein Erbe auf der Brautschau. Im Bewußtsein, durch seinen Zorn gegen die Pflichten und die Höflichkeit des Gastgebers gefehlt zu haben, verbiß Ebing mit Anstrengung seinen Schmerz als Jäger, verlud das arme Schmaltier im Wagen zu seinen Füßen und rief seiner Tochter kurz zu, heimzufahren.

Bis dann die Gesellschaft wieder beim Abendbrot saß, hatte er sich genügend gefaßt, obschon es ihn noch einmal wurmte, als er das Gesicht sah, mit dem der Diener die erlegte Ricke ins Haus getragen hatte; na, und was würde der Förster erst denken und wahrscheinlich auch sagen, wenn der die Geschichte erfuhr! Nur einem hatte es die Heiterkeit nicht für einen Augen-

blick getrübt, auch durchaus nicht den Appetit verdorben: das war Thilo, der traurige Held dieses Jagddramas, der sich besonders die kalte Hühnerpastete mit Trüffeln so schmecken ließ, daß es der ganze Tisch hörte, und von den übrigen Herrlichkeiten der reichbesetzten Tafel Massen zu sich nahm, die einen Akkordesser gelb vor Neid gemacht hätten. Als er gewissermaßen entschuldigend versicherte, „daß das Jagdvergnügen wirklich recht hungrig mache", mußte Ebing aber doch lachen — zwar erst im Grimm, dann aber packte ihn der Humor der Sache, die Harmlosigkeit des jungen Mannes derart, daß er sich schüttelte, womit der Bann gebrochen und der Zorn verraucht war.

Nach der Freude, Thilo speisen zu sehen und zu hören, bereitete er seinen Gastfreunden aber auch noch einen künstlerischen Genuß, denn als man nach dem Essen in den Salon ging, stürzte er sich gleich auf den offenstehenden Flügel, und nachdem er sich die Röhrchen abgestreift und sorgsam beiseite gestellt hatte, drosch er zur Einleitung unter ständigem Pedalgebrauch einen Walzer — sogenannten Feger — und begann dann zu singen:

Ein Schütz' bin iiich, in des Rege—e—nten So—ld,
In Deutschlands Gau—en ste—ht mein A—hanenschloß —"

Er hatte eine ganz hübsche, wohlklingende, wenn auch ungeschulte Baritonstimme, in deren Fortissimo er reichlich schwelgte — immerhin hatten diese Wände schon schlechtere Sänger gehört, darum ermunterte ihn der gespendete Beifall noch zum „Walzertraum", und nachdem er seinen Hörern noch versichert hatte, daß „er nicht grolle", erkundigte er sich, ob sonst hier noch jemand musikalisch sei.

Nun, das waren sie ja alle mehr oder weniger, weil's nun mal zum guten Ton gehört, zu klimpern und seinen Nebenmenschen mit dem zu martern, was der Durchschnitt unter „Musik" versteht. Rosa und Liane spielten denn auch vierhändig „Des Löwen Erwachen", eines der fürchterlichsten, aber unverwüstlichsten aller „Salonstücke", das schon zweihändig viel Ertragungsfähigkeit erfordert. Da Thilo dröhnend „Rum — terum — tum — Rum — terum — tum, Rumterumtum — tum — tum — tum — tum" dazu sang und auch das blödsinnige Gähnen des Löwen wirkungsvoll durch ein rollendes „U—u—u—u—u—ah" unterstützte, so kam damit doch eine neue Note in das alte, unausrottbare Ding.

Viola glänzte dann mit einem Nokturno von Chopin, wobei sie nur zweimal stecken blieb, und als es herauskam, daß Malve sang, mußte sie wohl oder übel daran glauben, mit Thilo ein Duett zu singen — natürlich, „Ich wollt', meine Liebe ergösse sich —" denn in Dilettantenkreisen, die sich einer ersten und zweiten Stimme rühmen können, ist es eine platte Unmöglichkeit, diesem an sich ja sehr schönen Duett zu entgehen, das aber allemal im breitesten Largo vorgetragen wird, trotzdem Mendelssohn als Tempo „Allegro" vorgeschrieben hat.

Nach diesen Genüssen erstaunte und beglückte Thilo seine Zuhörer durch eine Reihe komischer Vorträge am Klavier — und zwar mit einem Programm, das in diesem Kreise wenigstens neu war und harmloses Vergnügen erregte, solange es sich in gewissen Grenzen hielt. Mit einem jüdischen Ständchen: „Estherche, nu so kümm doch herab — sieh', der Levi steht hier unten —" mit einer großartig gemuhten „Liebe im Kuhstall"

ja sogar mit dem unverwüstlichen „Uhlemann“ und dem „kleinen Kohn“ trug er immerhin noch einige „olle Kamellen“ mit Erfolg vor; aber als er eine Polka anstimmte, die als Text zwar nur den historischen Namen „Napoleon“ enthielt, durch dessen Silbentrennung aber Effekte erzielte, die schon reichlich drastisch wirkten, wurde Frau v. Ebing unruhig, und nachdem noch ein Gesang erfolgte, dessen Begleitung Thilo mit der Kehrseite spielte — er setzte sich bei dem Kehrreim dröhnend auf die Tasten —, gebot sie ferneren Genüssen Einhalt; man konnte wirklich nicht wissen, was nun noch kommen konnte.

„So, nun aber Schluß, lieber Thilo,“ rief sie und klappte energisch den Flügel zu. „Wir gehen hier zeitig zu Bett und stehen früh auf; morgen ist auch noch ein Tag! Schlafen Sie gut und lassen Sie sich was Schönes träumen.“

„Ja, und merken Sie sich's, denn was man in einem fremden Hause in der ersten Nacht träumt, geht bekanntlich in Erfüllung,“ sagte Käthe Kronberg etwas boshaft.

„Ach, da wird's hoffentlich doch etwas Ordentliches,“ meinte er treuherzig. „Wenn ich überhaupt mal träume, dann ist's immer greulicher Blödsinn, bei dem man sich schrecklich abhetzt und ängstigt; ich sitze dann entweder in Unterhosen im Theater oder feiere sonstwie unbekleidet große Feste mit. Sogar meine eigene Hochzeit mit einer mir unbekannten alten Schachtel habe ich im Traume mal im Nachthemde, Pantoffeln und einem Zylinder auf dem Kopf gefeiert. Es war einfach gräßlich! Ich habe sogar ein Gedicht darauf gemacht — ich kann's auswendig, wenn Sie es hören wollen.“



„Ach ja, bitte," begann die unverbesserliche Liane sofort, aber Ebing nahm den „originellen" Sohn seines Freundes und R'mentskameraden beim Wickel und lotste ihn in sein Zimmer. Erst als er ihn darin wohl geborgen wußte, atmete er erleichtert auf.

„Der Bengel hat sich an dem wie Wasser hinab-

gegossenen Rotspon beim Abendessen und an seinen Erfolgen als Sänger und Komiker ganz schauerlich beschwipst," vertraute er seiner Frau dann an. „Es war höchste Zeit, daß für heute Schluß gemacht wurde. Tja! Karl Weidenbach, den du ja selbst als einen Menschen mit den besten Manieren kennen gelernt hast, muß im Lauf der Jahre doch höllisch verwildert sein, wenn Thilo das Produkt seiner Erziehung ist. Netter Ton, der dort herrschen muß! Thilo mag ja, was seinen inneren Wert angeht, ein Diamant sein — aber ein ungeschliffener ist er, das muß man schon sagen. Wenn er wirklich ein Auge auf Malve geworfen haben sollte — — zwingen werden wir das Mädel gewiß nicht, gelt, Alte? Ich bin sogar fest entschlossen, ihr nicht mal sanft zuzureden, seit mir der Schafskopf die Ricke niedergeknallt hat!"

Thilo erschien am nächsten Morgen beim Frühstück mit wohlgesalbtem Haupt, frischem Kragen und Manschetten und in — grünen, sehr alten Pantoffeln, aus denen seine naturfarbenen Socken nicht nur weit herausragten, sondern auch noch ein gutes Stück der an den Knöcheln zusammengebundenen rot-weiß gestreiften Zwillichunterhosen sichtbar wurde. Übrigens hatte er entschieden einen Kater, der sich in grauer Gesichtsfarbe und schweren Augenlidern verriet, auch legte er eine gewisse Unruhe im Wesen und einen Durst an den Tag, den er erst mit frischem Wasser und dann tassenweise mit Kaffee zu löschen bemüht war.

Die teilnahmvolle Frage nach seiner Nachtruhe beantwortete er mit der Versicherung, „wie ein Sack" geschlafen zu haben, und fügte gleich hinzu: „Mit dem Zuge um halb elf muß ich aber wirklich heute wieder fort, so schön's hier ist. Wenn es Ihnen, Herr Baron, vielleicht nach dem Frühstück genehm wäre, mir wegen des

Zwecks meines Besuches Gehör zu schenken, würde ich Ihnen sehr verbunden sein."

Vielleicht war's nur Zufall, daß sein Blick, der sich nach der ersten Tasse Kaffee entschieden geklärt hatte, bei diesen Worten auf Malve haften blieb, die feuerrot wurde — auf alle Fälle entstand eine verlegene Pause; die ganze Tafelrunde hatte das Gefühl, daß dieser liebe, originelle Thilo seine Bitte besser hätte unauffälliger, gewissermaßen „beiseite" vorbringen können, statt sie vor allen auszupesaunen. Oder nahm er an, daß sein Vater über den Zweck seines Besuches keine Andeutung fallen gelassen hatte? Natürlich mußte das so sein, und darum erwiderte Ebing nach einer Verlegenheitspause hastig: „Gewiß, lieber Thilo, ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung. Wollen Sie Ihre Abreise nicht lieber von — vom Ergebnis Ihrer Unterredung abhängig machen?"

„Je nun — ich nehme an, daß wir uns gleich einigen und die Geschichte in einer halben Stunde erledigen werden," versetzte Thilo etwas undeutlich, weil er gerade ein dickes Stück Scheibenhonig im Mund und mit dem Wachs zu kämpfen hatte. Und weil er nicht recht wußte, ob man das letztere mit hinunterschlucken muß, oder wie man sonst seine Zähne aus dem festpappenden Stoff befreien konnte, so entgingen ihm die erstaunten Blicke, die seine für die Lage reichlich sonderbare Antwort hervorrief. Ja ja, die Originalität des Majoratserben verleugnete sich auch vor dem ernsten Augenblick einer Brautwerbung nicht. „Es wäre auch kein richtiges Original, das selbst dabei nicht originell bliebe," überlegte der für den Augenblick verblüffte Schloßherr von Oberbuchsendorf. Seine Damen schienen anderer Ansicht zu sein, denn nachdem sie den mit seinem Mund

voll Wachs kämpfenden Thilo erst ganz entgeistert angestarrt, senkten sie alle wie auf Kommando den Blick: das ging doch wahrhaftig über die Hutschnur, über jedes Maß des Erlaubten hinaus!

In diesem etwas schwülen Augenblick erschien der Diener mit einem Telegramm, das er Herrn v. Ebing mit der Erklärung überreichte: „Es sei schon gestern abend spät auf dem Telegraphenamt des Bahnhofs eingetroffen, der Bote zur Beförderung aber nicht mehr dagewesen."

„Zum Kuckuck — das ist nun schon das soundsovielte Mal, daß spät eintreffende Depeschen mir erst am nächsten Morgen zugestellt werden," wetterte Ebing los. „Eine niederträchtige Zucht, daß man mit der nächsten telegraphischen Verbindung auf das drei Kilometer entfernte Bahnhofamt angewiesen und davon abhängig ist, ob sich der Bote gerade dort befindet. Das geht faktisch so nicht mehr weiter!"

„Aber —" begann Thilo, wurde jedoch von Frau v. Ebing unterbrochen.

„Lieber Mann, du hast doch schon Schritte wegen einer telephonischen Verbindung mit dem Bahnhofamt eingeleitet. Hast du denn darüber immer noch keine Nachricht? Oder ist dir die Aufstellung deiner Kosten schließlich doch zu hoch vorgekommen?"

„Na, einen hübschen Pfennig wird's ja kosten, aber wenn auch! Besser, als dieser Zustand. Nee, auf den Kostenanschlag warte ich immer noch — verdammte Trödelei das, bis man so 'n bissel elende Berechnung aus den Kunden in der Provinzialhauptstadt herauskriegt!"

„Darf ich mir erlauben zu bemerken —" begann Thilo wieder.

„Sofort, lieber Thilo, können Sie alles bemerken, was Sie wollen — gestatten Sie mir nur, zuvor mein



Telegramm zu lesen," fiel ihm Ebing etwas kribbelig ins Wort, und als Thilo achselzuckend verstummte, öffnete er die Depesche, las sie, die recht lang war, noch einmal und sah sich dann betroffen im Kreise um.

„Doch keine schlechte Nachricht?" fragte Frau v. Ebing ängstlich.

„Schlechte? Weiß nicht — wie man's nehmen will,“ erwiderte er mechanisch, indem er Thilo höchst sonderbar ansah. „Hört mal zu: ‚Bitte tausendmal um Entschuldigung, daß Absage rechtzeitig versäumte. Komme in einigen Tagen, persönlich Entschuldigung zu machen. Habe mich eben mit Rita Tannenberg verlobt. Thilo Weidenbach.‘“

In der tiefen Stille, die nun eintrat, richteten sich acht Paar Augen auf den Gast, der sich ruhig mit den Fingern das Wachs aus den Zähnen räumte und so tat, als ginge ihn die Depesche nichts, aber auch gar nichts an.

„Herr, wie kommen Sie dazu, mir dieses Telegramm zu schicken, während Sie seit gestern in meinem Hause sind?“ brach Ebing endlich los.

„Ich? Ich hätte Ihnen —?“ erwiderte der junge Mann mit großen Augen. „Ich weiß wirklich nicht, was Sie meinen. Ich heiße doch nicht Weidenbach!“

„Sie heißen nicht Weidenbach? Nun, zum Deixel, wie heißen Sie denn?“

„Mein Name ist Thielow — Rudolf Thielow, mit einem w hinten. Das wissen Sie ja so gut wie ich — Sie haben mich doch immerfort so genannt,“ verteidigte sich der Zurredegestellte. „Ich war Ihnen angemeldet, Sie ließen mich auf dem Bahnhof abholen, haben mich sehr freundlich aufgenommen und fragen mich jetzt, wie ich heiße, grad, als ob Sie nicht wüßten, daß ich wegen des Kostenanschlags zu der telephonischen Anlage gekommen bin. Sie müssen doch den Brief meiner Firma bekommen haben? Was, den haben Sie nicht erhalten? Na, da schlägt's dreizehn!“

Die Gesichter, welche die Anwesenden zu dieser Erklärung machten, waren zum Malen schön; den er-

lösenden Ton in dem Zustande allgemeiner Erstarrung aber fand die unverbesserliche Liane, die unaufhaltsam in ein so lustiges, unauslöschliches Lachen herausplatzte, daß es die anderen ansteckte, nach und nach, erst durch zuckende Gesichtsmuskeln angedeutet, bis ein Lachchor daraus wurde, daß die Fensterscheiben klirrten.

Und der am lautesten mitlachte, war der verkannte Majoratserbe.

„Herrschaft! Sie haben mich wohl für einen anderen gehalten?" schrie er vor Vergnügen und schlug sich schallend auf die Knie. „Hat man schon so was erlebt? Na ja, der Gedanke ist mir wohl mal gekommen, weil Sie behaupteten, meine Eltern in unserem Posemuckel so gut zu kennen und ich doch nie etwas davon gehört hatte. Nie im Leben! Ich wollte Sie auch zu wiederholten Malen fragen, aber Sie ließen mich ja nie zu Wort kommen. Herrschaft, das ist ja zum Schießen! Na, ich habe mich aber ganz ausgezeichnet unterhalten, darüber können Sie beruhigt sein, und ich danke Ihnen vielmal für den schönen Tag in Ihrer werten Mitte. Seien Sie mir nur nicht böse, daß ich nicht der bin, für den Sie mich gehalten haben!"

„Nein, lieber Herr Thielow mit einem w hinten, darüber sind wir Ihnen nicht böse," versicherte Ebing, sich die Augen trocknend. „Sie können und werden nie ahnen, wie froh und glücklich es uns macht, daß Sie, ausgerechnet Sie nicht der Graf Thilo Weidenbach sind — trotzdem er sich mit Rita Tannenberg verlobt hat!"



Der graue Mann

Roman von Friedrich Jacobsen

(Fortsetzung)

„Damit hätte es auch bis morgen Zeit gehabt," brummte der Wachtmeister Hammer und horchte auf das Trommeln an den Fensterscheiben, „die Dunkelheit kommt uns zwar gelegen, aber mit einem nassen Buckel haben die Leute nicht den rechten Mut, und ich bin überzeugt, daß wir den heute brauchen."

Er war im Laufe des Nachmittags auf Station Rodeck eingetroffen, denn der vorsichtige Kontrolleur Mohrmann hatte ihn für alle Fälle durch den Fernsprecher herbeigerufen, und nun saßen die beiden Männer im Dienstzimmer und warfen ab und zu Blicke auf die Uhr; es ging gegen die achte Stunde.

Mohrmann schüttelte den grauen Kopf. „Das glauben Sie selber nicht, Herr Wachtmeister. Meine Leute sind jedes Wetter gewohnt, genau wie wir beide, aber es macht mich bedenklich, daß uns die richtige Leitung fehlen könnte. Spätestens halb acht wollte unser Inspektor an Ort und Stelle sein, nun geht es auf halb neun, und ich habe schon zweimal umsonst hinübergeschickt."

„Was sagt das Frauenzimmer?"

„Die Haushälterin weiß gar nichts. Gegen mittag ist der Inspektor fortgegangen und hat nur hinterlassen, daß er um halb acht wieder da sein würde — sonst kein Sterbenswörtchen, nicht mal, wohin."

„Er wird doch nicht ...?"

„Unsinn, Wachtmeister, daran ist nicht zu denken! Courage hat er für zwei, es muß ihm sonst was zugestoßen sein."

„Tja," sagte Hammer achselzuckend, „das mag nun

so oder so sein, jedenfalls haben Sie jetzt die Führung. Wann wollen wir aufbrechen?"

„Ich will bis zehn Uhr warten; vor Mitternacht gibt es doch keine Arbeit."

„Und wenn wir das Nest leer finden?"

Der alte Kontrolleur sah unruhig auf seine Uhr; er war ein pflichtgetreuer, furchtloser Beamter, aber es fehlte ihm die Entschließung des Augenblicks, und er sagte zögernd: „Das wäre freilich ein Jammer; ich denke, heute ist er selbst mit dabei."

„Der Lotz, meinen Sie?"

„Es kann sein. Daß er diesmal die Leitung in Händen hat, steht für mich fest; bisher ist er allerdings hinter den Kulissen geblieben."

Der Wachtmeister lachte: „Da wird er auch bleiben, der alte Fuchs. Das wäre ein Schlag, wenn ich den mal richtig erwischen könnte. Wenn der alte Gauner nicht auf den ersten Anruf steht, soll's ihm übel geraten. Aber es kommt nicht dazu, der Lotz stirbt entweder in seinem Bett oder auf dem Schafott, das steht fest für mich."

Hammer endete. Seinem Groll gegen den Krämer mußte er mal gelegentlich Luft machen, sonst drückte er ihm das Herz ab, aber der eigentliche Grund dieses Gefühls lag so tief und war so geheimnisvoll, daß keine Menschenseele seine Berechtigung anerkannt hätte — es gibt eben Dinge, die wir wohl empfinden, aber nicht beweisen können, und wenn sich dann ein Wort über die Lippen wagt, wird es als Narrheit oder Verleumdung ausgelegt.

Der Regen hörte auf, und das Wetter begann sich zu klären. Die Dunkelheit wurde von jenem schwachen Dämmerlicht abgelöst, das die Gegenstände zwar er-

kennen läßt, aber sie seltsam umformt, und Mohrmann, der am Fenster stehend in die Nacht hinaussah, gab endlich jede Hoffnung auf Brinks rechtzeitige Rückkehr auf.

„Wenn wir noch länger zögern, wird es zu hell," sagte er, „ich will den Befehl zum Aufbruch erteilen, sonst geht uns die Bande durch die Lappen. Haben Sie sich einen Plan gemacht, wie wir am besten vorgehen?"

„Wir müssen uns teilen; zwölf Mann stehen uns zur Verfügung, die Hälfte davon übernehmen Sie, die übrigen will ich mit Ihrer Erlaubnis führen. Diese verflixte Bude, der ‚Wanderer', ist der reine Dachsbau, wenn man vorne einschlägt, fahren die Racker hinten zur Notröhre hinaus, und wir kriegen sie schließlich nicht zu fassen. Ist Ihnen die Landstraße lieber oder der Wald?"

„Den Wald kenne ich wie meine Tasche."

„Gut, dann übernehme ich die Straßenseite. Nun wird es aber Zeit; es ist schon neun Uhr geworden."

Es wurde halb zehn, bevor die beiden Abteilungen zum Ausmarsch bereit standen, denn Mohrmann hoffte noch immer, der Inspektor könne kommen.

Die Landstraße durchschnitt den Wald in gerader Linie, indes der Grenzfluß ihn bogenförmig umschloß; er ging fast überall tief und reißend, nur an einer furtähnlichen Stelle war es möglich, ihn zu überschreiten, und dieser Platz wurde von den Paschern bevorzugt, wenn sie keine Kähne hatten.

Von der Kneipe zum „Wanderer" bis an die Furt lief ein wenig betretener Fußpfad, den die Schmuggler benützen mußten, sobald sie mit ihren Waren aus dem schützenden Unterschlupf traten; auf diesem Wege sollten

die von Mohrmann geführten Leute heranrücken. Wenn die Bande wirklich schon aufgebrochen war, konnte man sie sicher abfangen, aber man brauchte kaum mit dieser Möglichkeit zu rechnen, denn erfahrungsgemäß begannen die Schmuggler mit größeren Unternehmungen nur selten vor Mitternacht.

Der Wachtmeister führte seine Abteilung die Straße entlang. Er hatte als junger Kerl den französischen Feldzug mitgemacht und manche Schleichpatrouille geleitet; er ermahnte auch jetzt seine Leute, jedes Geräusch zu vermeiden und die Waffen fest an den Körper zu drücken; aber ein unbestimmtes Gefühl sagte ihm, daß diese Vorsicht vergeblich sei und alles ganz anders kommen werde, als es geplant war, wenn er auch keinen Grund dafür anzugeben wußte.

Wenn das Wirtshaus wirklich voll Schmuggler steckte, die sich zur Nachtfahrt rüsteten, mußte der alte Hanjörg mit seinem besten Schnaps herausrücken, und mochte er auch noch so sehr zur Stille mahnen, die Bande war dann laut und übermütig. Man brauchte nur die Haustür zu besetzen und das verabredete Zeichen vom Walde her — einen dreimaligen Eulenruf — abzuwarten. Wenn dann von allen Seiten gleichzeitig der Angriff erfolgte, wäre die Überrumpelung vielleicht im Handumdrehen möglich. Es konnte indes auch anders kommen, denn kein Pascher geht ohne Waffen seinen gefährlichen Weg, und ein Kampf Mann gegen Mann zwischen den engen Wänden des Hauses, die jede Bewegung hinderten, stand immer im Bereich des Möglichen.

In dem einsamen Krug brannte Licht, obgleich die zehnte Stunde bereits vorüber war, aber die geringe Helligkeit konnte nur von einer winzigen Flamme her-

rühren, denn ihr Widerschein erreichte kaum die Mitte der Landstraße; außerdem war im Innern des Hauses alles so still, daß der Wachtmeister seiner Mannschaft halt gebot und sich allein an die Fenster heranschlich. Damals, als er den Krämer Lotz im Krug überraschte, waren die Scheiben durch einen dichten Vorhang verhüllt, heute hatte man seltsamerweise diese Vorsicht unterlassen; das ganze Schenkzimmer konnte man frei übersehen. Es war leer. Hanjörg saß allein am Tisch und rauchte die lange Pfeife; ein Glas Grog stand neben ihm, und er las in einem alten Schmöker. Er trug seine gewohnte Zipfelmütze und sah aus wie ein biederer Hausvater, der nach des Tages Last noch ein Stündchen ausruht, bevor er die Bettdecke über den Kopf zieht.

Der Wachtmeister ließ sich durch dieses friedlich harmlose Bild nicht täuschen. Auf der mit Sand bestreuten Diele des Zimmers waren zahlreiche Spuren kotiger Stiefel zu sehen, überall lagen Klumpen von nassem Lehm; es mußte kurz zuvor eine größere Zahl Menschen in der Stube gewesen sein.

Hammer kehrte zu seiner Mannschaft zurück, und nach kurzer Beratung wurde beschlossen, daß die Grenzwächter so schnell wie möglich ihren vom Walde heranziehenden Kameraden entgegengehen sollten; da die Schmuggler anscheinend noch nicht lange das Haus verlassen hatten, durfte man hoffen, sie von zwei Seiten angreifen und leicht überwältigen zu können. Den Wirt wollte der Wachtmeister auf sich nehmen, denn es war möglich, daß noch ein paar Nachzügler im Hause steckten, jedenfalls mußte Hanjörg an der Beseitigung etwaiger Spuren gehindert werden, denn wenn im Walde ein Schuß fiel, wußte der alte Fuchs sofort, was er zu tun hatte.

Man trennte sich. Hammer setzte seine kurze Pfeife in Brand, er wollte einen möglichst harmlosen Eindruck machen; daß er bei Nacht und Nebel auf der Landstraße herumlief, war man ja gewohnt.

Hanjörg rückte seine Brille in die Stirn, als der Wachtmeister eintrat, rührte sich aber nicht vom Fleck.

„'n Abend, Herr Wachtmeister, noch so spät unterwegs?"

Hammer rückte das Futteral des Browning handgerecht nach vorn, nahm am Tisch Platz und trocknete sich den Schweiß von der Stirn und sagte: „Unsereins muß sich schinden, Hanjörg, Ihr habt's besser. In Hochstein ist ein Vagabund ausgebrochen, den soll ich wieder einfangen; wird aber wohl längst über die Grenze sein."

„Das denk ich auch. 'n Schnäpschen gefällig?"

„Ja; das wird gegen die nasse Kälte gut sein."

Der Wirt erhob sich langsam und trat an den Schenktisch. Der Wachtmeister, der das Geheimnis dieses Möbels kannte, betrachtete aufmerksam die über dem Fußboden angebrachten Eisenklammern; sie schienen nicht recht zu passen, man hatte anscheinend den Schenktisch kürzlich weggerückt und noch keine Zeit gefunden, ihn wieder in die alte Lage zu bringen. Hammer räusperte sich: „Hanjörg!"

„Was soll's?"

„Ich wollte nur fragen, ob Ihr den Ausreißer oder irgend einen verdächtigen Kerl hier gesehen habt?"

„Tja, ich weiß nicht. So um Mittag kam der Herr Zollinspektor vorüber; ich hab' mit ihm gesprochen, er wollte ein bißchen verreisen; sonst kam kein verdächtiger Mensch vorbei."

Der Wirt hatte sich bei diesen spöttischen Worten umgedreht und mit dem breiten Rücken gegen den Schenk-

tisch gelehnt; plötzlich schreckte er zusammen, seine Stütze begann zu rutschen und glitt etwa eine Handbreit der Wand zu.

Hammer stand auf und trat näher.

„Das ist ja eine merkwürdige Maschinerie, Hanjörg; laßt mich doch mal ein bißchen nachhelfen."

„Was denken Sie denn, Herr Wachtmeister?!"

„Gar nichts, alter Freund; ich will nur sehen."

Mit einem Ruck legte Hammer die Falltür in der Diele frei.

Die Männer blickten einander stumm an.

Der Wirt faßte sich indessen schnell; er begriff, daß nur Unverschämtheit ihn zu retten vermochte. Lächelnd sagte er: „Da haben Sie mein kleines Geheimnis also doch einmal herausgekriegt, aber es hat nichts Besonderes auf sich. Da unten ist ein ganz gewöhnlicher Keller, wie jedes Haus ihn besitzt; die Gegend ist einsam, und man hat doch allerlei Sachen, die einen Dieb anziehen könnten."

„Das stimmt," erwiderte Hammer gemütlich. „Kann man sich das Loch mal betrachten, oder würde Ihnen das unangenehm sein?"

„Wieso denn, Herr Wachtmeister; ich sagte ja nur zum Spaß, es sei ein Geheimnis. Aber wir werden Licht mitnehmen müssen, denn da unten gibt's keine Fenster."

Er hob die Petroleumlampe aus dem Gehänge, öffnete die Falltür und machte eine einladende Handbewegung.

Der Wachtmeister warf einen Blick in die Tiefe, zu der eine steile Treppe hinabführte, dann sagte er: „Klettert nur voraus, Hanjörg, ich komme schon nach."

Es war ein tiefer, in den Felsen gehauener Raum, der den größten Teil des Hauses unterkellerte und sich

trefflich zur Aufnahme von Waren eignete, denn das Gestein ließ keine Feuchtigkeit durch; der Fußboden war mit Sand bedeckt. Obwohl Hammer sorgfältig umherspähte, konnte er nicht den geringsten Gegenstand entdecken. Scheinbar erstaunt meinte er: „Das Loch ist ja ganz leer; ich dachte, es steckte bis oben hin voll von Weinfässern und ähnlichen guten Dingen."

Hanjörg lächelte: „Wieso denn, Herr Wachtmeister, wo ich höchstens jeden Tag ein paar Schnäpse ausschenke! — Was ist denn da los?"

Ein Schuß war gefallen, sie hörten es deutlich, obwohl der Keller den Schall dämpfte. Hammer sagte unwillkürlich: „Sie haben sich im Walde getroffen — die Grenzer und die Pascher!"

„I wo, ist ja gar nicht möglich! Warten Sie einen Augenblick, ich komme gleich."

Die Schnelligkeit, mit der Hanjörg nach oben kletterte, war erstaunlich, aber Hammer blieb ihm dicht auf den Hacken. Er konnte noch gerade verhindern, daß der Wirt über seinem Kopf die schwere Falltür zuschlug, und hatte im nächsten Augenblick die Waffe schußfertig.

„Stopp, mein Junge, und nun mal gefälligst die Hände hoch! — Hoch, sag' ich, oder —!"

Hanjörg gehorchte mit einem halb unterdrückten Fluch und leistete auch keinen Widerstand, als Hammer sein Schließzeug hervorholte und den Überraschten fesselte. Im Walde fielen weitere Schüsse, der Schall schien sich immer weiter in der Richtung nach der Grenze zu verlieren; die Schmuggler waren anscheinend erwischt und zu Paaren getrieben. Der Wachtmeister beschloß, vorläufig in der Kneipe abzuwarten, was noch geschehen würde. Er machte dem Wirt in bester Laune

den Vorschlag: Hanjörg solle entweder gefesselt bleiben und ihm Gesellschaft leisten oder sich in den Keller einsperren lassen; für diesen Fall wolle er ihm die Handschellen abnehmen, ein Licht mitgeben und ihm sogar eine Flasche Slibowitsch nicht abschlagen. Daß es aus dem Keller keinen zweiten Ausgang gab und Hanjörg dort sicher verwahrt sitzen würde, war sicher anzunehmen.

Hanjörg überlegte und erklärte, er wolle lieber mit dem Teufel als mit dem Wachtmeister zusammen sein, und ging darauf ein, sich in den Keller sperren zu lassen. Hammer schloß die Falltür über seinem Gefangenen, schob vorsichtshalber einen derben Pflock durch die Überfallkrampe und zog die Fenstervorhänge sorgfältig zusammen. Nun war er auf alles gerüstet und wartete.

Die Uhr ging inzwischen auf zwölf; draußen war es ganz still geworden. Wind und Regen hatten sich gelegt; das lauschende Ohr konnte jedes Geräusch auf der Landstraße vernehmen. Nach einer Weile ertönten hastige Schritte, aber sie kamen nicht, wie Hammer erwartet hatte, von der Station Rodeck her, sondern aus der entgegengesetzten Richtung, von da, wo Dornheim lag. Sie verwandelten sich allmählich in sprunghaftes Laufen, und dann pochte plötzlich eine Faust ans Fenster: „Hanjörg! Hanjörg!"

Die rufende Stimme war rauh, verstellt oder durch Angst und Erschöpfung verändert; Hammer vermochte das nicht genau zu unterscheiden, aber selbst die entstellten Laute trafen wie etwas Bekanntes sein Ohr und scheuchten ihn aus der Ruhe auf; mit einem Sprung war er an der Tür, stand im nächsten Augenblick auf der Landstraße und riß den Browning aus dem Futteral. Was dann geschah, gab er später zu Protokoll.

Als die Mannschaft der Grenzbeamten sich in der Nähe des Zollhauses trennte, um die Schmugglerkneipe von zwei Seiten zu umstellen, regnete es noch immer; die von Mohrmann geführte Gruppe konnte unter den Bäumen kaum eine Hand vor den Augen sehen. Aber diese wetterharten Männer waren an solche Nächte gewöhnt; sie verbrachten einen großen Teil ihres beschwerlichen Dienstes in ähnlicher Lage, kannten alle Schleichpfade und jeden Schlupfwinkel, so daß sie sich sicher vorwärts tasten konnten, wo ein anderer unfehlbar in die Irre gelaufen wäre. Der alte Mohrmann war deshalb besser zum Führer geeignet als der Zollinspektor Brink, dessen Ortskenntnis sich erst auf wenige Monate gründete, und er ordnete den Vormarsch mit einer Ruhe und Sicherheit, die dem ungestümen Brink kaum möglich gewesen wäre.

Der Fußpfad, den die Schmuggler zu benützen pflegten, um die Furt des Grenzflusses zu erreichen, führte von der Kneipe aus durch eine enge Schlucht, deren Wände nach beiden Seiten allmählich immer höher anstiegen; Mohrmann teilte seine Mannschaft und ließ sie am Rande der beiden Hänge anpirschen; so mußten die Pascher in eine Falle geraten, wenn sie das Wirtshaus schon verlassen haben sollten; er rechnete kaum mehr mit dieser Möglichkeit. Seine Leute waren knapp um die Hälfte des Weges vorgerückt, als Nachtstimmen im Walde laut wurden, die sonst bei Regenwetter zu schweigen pflegen; Eulen schrien, Raben krächzten, und durch die Wipfel der Bäume flatterte ein aufgescheuchtes Vogelheer, das Herannahen von Menschen verkündend. Rasch machte die Abteilung halt, ohne weitere Befehle abzuwarten; jeder kannte seine Aufgabe, die elektrische Laterne wurde zum Andrehen zurechtgerückt, Flinten

wurden entsichert und die Seitengewehre gelockert; alles geschah lautlos, während von vorne her das Knacken dürrer Zweige und das Rollen der Kiesel den Anmarsch einer größeren Menschenmenge verriet.

Nach altem Brauch und wegen der Enge der Schlucht gingen die Pascher hintereinander in langer Linie; man konnte ihre Gestalten nicht sehen. Als sie aber zwischen den Grenzwächtern angelangt waren, gab Mohrmann das Kommando „Licht", und im selben Augenblick wurde die ganze Gruppe von sechs Scheinkegeln beleuchtet.

Die mit Packen schwer beladenen Männer hatten alle das Gesicht mit Kienruß geschwärzt, so daß ihre Züge nicht zu erkennen waren; die meisten waren mit Flinten bewaffnet, aber das Gepäck behinderte sie am Gebrauch der Waffe. Die lautlose Überrumpelung war diesmal so vollkommen gelungen, daß keiner der Betroffenen an ernstlichen Widerstand dachte. Die Pakete flogen zu Boden, der ganze Schwarm drängte zur Flucht nach rückwärts; man hätte sie, um Blutvergießen zu vermeiden, laufen lassen, wenn nicht einer der Grenzwächter, ohne den Befehl abzuwarten, seine Flinte abgefeuert hätte.

Der übereilte Schuß gab das Zeichen zum Angriff von beiden Seiten; der zweite Trupp der Zollbeamten eilte rasch herbei, und es entspann sich ein kurzer erbitterter Kampf, bei dem es mehrere Verwundete gab. Die Grenzwächter blieben Sieger; von den Paschern entwischten mehrere im Dunkel des Waldes, der Rest wurde gefangen genommen und samt der großen Beute nach Rodeck abgeführt.

Um Mitternacht war alles vorüber, und Mohrmann schickte sich an, die Gefangenen zu vernehmen,

als plötzlich gegen ein Uhr der Zollinspektor Brink erschien.

Sein Aussehen war schreckenerregend. Die Uniform war an mehreren Stellen zerrissen und starrte von Schmutzflecken. Seine Stirn war mit einem blutgetränkten Tuch umwunden, das sonst so blühende Gesicht des jungen Mannes trug die Spuren äußerster Erschöpfung und einer seelischen Erregung, die durch den Bericht seiner Erlebnisse nur notdürftig erklärt wurde.

Der alte Mohrmann behauptete später, daß die Erzählung seines Vorgesetzten ihn seltsam berührt habe. Adolf Brink war nach seiner eigenen Darstellung das Opfer einer Kette von Zufälligkeiten geworden. Zunächst hatte er es merkwürdigerweise für gut befunden, in die Stadt zu fahren, obwohl an diesem Tage der Dienst besonders hohe Anforderungen stellte; dann hatte er den einzig geeigneten Zug versäumt, oder, wie man annehmen mußte, übersehen, daß diese Fahrgelegenheit seit einigen Tagen nicht mehr bestand; endlich unternahm er nach seiner Erzählung den Heimweg zu Fuß, war in der Dunkelheit gegen einen Baum gerannt, hatte sich die Stirn verletzt und war längere Zeit besinnungslos im Dornengestrüpp liegen geblieben. Alle diese Vorgänge erzählte er auf eine verworrene Weise; seine Gedanken schienen nicht bei der Sache zu sein, er unterbrach bisweilen seinen Bericht, starrte vor sich hin, betastete die durch einen Stoß oder Schlag verletzte Stirn und stützte endlich erschöpft den Kopf in die Hand. Auch dem Bericht über den Kampf der Grenzer mit den Schmugglern hörte er nur mit geringem Anteil zu. Als Mohrmann ihn fragte, ob er die Vernehmung der Gefangenen leiten wolle, lehnte er ab, schützte Müdigkeit vor und zog sich bald darauf in seine Wohnung zurück.

Die Leute sahen sich verwundert an und konnten dies absonderliche Benehmen ihres sonst so tüchtigen Vorgesetzten nicht begreifen. Es war doch kaum denkbar, daß die Schramme an der Stirn einen kräftigen Mann aller Willenskraft beraubte, indes mußte das doch wohl der Fall gewesen sein, und als einzige Erklärung durfte man vielleicht an ein gewisses Schuldbewußtsein glauben, das ihn bedrückte, weil er zur rechten Stunde im Dienst gefehlt hatte.

Die Nacht verging mit der Aufnahme von Protokollen, die den gesamten Pascherbetrieb in ein helleres Licht rückten. Nach dem Geständnis der Gefangenen bestand seit Jahren eine organisierte Bande, die von Jakob Lotz und dem Krugwirt Hanjörg geleitet wurde; Lotz gab das Geld zum Erwerb der Bannware, und der Wirt verbarg sie im Kellergewölbe unter seiner Schenke; der Gewinn wurde gemeinsam verteilt, und Lotz vor allem mußte dabei ein wohlhabender Mann geworden sein. Gelegentlich, wenn auch selten, übernahm er selbst die Führung eines Transports, und die Leute wollten wissen, daß er auch diesmal die Absicht einer persönlichen Beteiligung ausgesprochen habe. Mehr war darüber von ihnen nicht zu erfahren.

Erst als der Morgen dämmerte, entsann man sich, daß Hammer, um den Hehler Hanjörg zu beobachten, zurückgeblieben war, und Mohrmann beorderte zwei Mann nach der Waldschenke; die beiden Männer trafen an der Waldschenke ein, als die Sonne des ersten Oktobers aus trüben Nebelschleiern heraufstieg und ein nicht minder trübes Bild beleuchtete.

Das Haus war verlassen, auch die alte Magd des Wirts konnte nirgends aufgefunden werden, dagegen waren die Spuren ihrer Tätigkeit deutlich genug zu

erkennen, denn die Falltür des Kellers, die Hammer sorgfältig verschlossen hatte, stand angelweit auf. Die Zollbeamten wußten nichts von den Vorgängen der letzten Nacht, aber Hanjörg schien entflohen zu sein; vermutlich war er über die Grenze gegangen. Eigentlich konnte man sich darüber freuen, aber in dem verlassenen Bau sah man deutlich genug, daß vorläufig unaufklärbare Vorgänge sich ereignet haben mußten, und die beiden Männer gaben in scheuen Worten ihren Vermutungen Ausdruck.

Der eine meinte: „Da ist mehr geschehen, als man sehen kann.“

Sein Gefährte wunderte sich gleichfalls; auch er begriff nicht, was sich hier in der Nacht abgespielt haben konnte. Immer wieder sagte er: „Unbegreiflich! Der Hammer läßt sich sonst nicht so leicht unterkriegen.“

Sie hatten einen Spürhund mitgebracht und wollten mit ihm das Haus durchsuchen; das kluge Tier begriff die ihm gestellte Aufgabe, aber es winselte, schnüffelte und strebte hinaus. Als man den Hund von der Leine löste, nahm er sofort eine Spur auf.

Quer über die Landstraße rannte er ins Gebüsch hinein, vielleicht hundert Schritte weit, bis an einen alten Eichbaum, der auf einer Lichtung stand, dort gab er Laut.

Die Männer, die ihm folgten, fanden den Wachtmeister lang ausgestreckt am Boden liegen. Er hielt den Browning in der krampfhaft geballten Faust, blutete aus einer Schußwunde in der rechten Brust und war besinnungslos, aber nicht tot; als man ihm Branntwein eingeflößt hatte, kam er wieder zu sich.

Sprechen konnte er noch nicht, der Blutverlust hatte ihn zu sehr geschwächt; aber im Laufe des Tages siegte

die zähe Natur, und Hammer konnte einige Angaben machen. Er war mit Lotz zusammengeraten, mit dem verfluchten Mordbuben, der schon mehr auf dem Gewissen hatte, als man glauben mochte. Lotz war es bestimmt gewesen, obwohl er einen absonderlichen grauen Anzug trug, in dem man ihn sonst nicht zu sehen gewohnt war. Hammer hatte den Kerl erkannt, darauf wollte er Gift nehmen und zehn Eide schwören. Ausgerissen war er und in den Wald gerannt; Hammer mit seinen langen Beinen, den Browning schußfertig in der Hand, verfolgte ihn. Auf der Lichtung bei der Eiche waren sie aneinandergeraten, kaum zehn Schritt voneinander entfernt, aber der graue Anzug bot ein unsicheres Ziel. Lotz schoß zuerst; Hammer spürte einen Schlag an die rechte Brust, Funken stoben ihm vor den Augen; von da ab wisse er nichts mehr.

Ob Hammer mit der Waffe noch geschossen habe, fragte der vernehmende Beamte. Der Wachtmeister sagte: „Zehn Patronen waren im Rahmen, neun sind jetzt noch drin. Mehr kann ich nicht sagen. Man soll suchen lassen. Vielleicht ist der Kerl tot und liegt irgendwo in einem Gebüsch; vielleicht hat's nur eine Schramme gegeben, möglicherweise auch ein ausgiebiges Loch. Hunde werden ihn schon finden."

Man brachte Hunde auf die Spur, aber ohne Ergebnis; der Regen hatte alles verwaschen, der Sturm alles verweht. Das Haus des Bürgermeisters fand man leer, leer wie die Kneipe des Hanjörg.

Als Professor Kramer am Morgen des dreißigsten September das Haus verließ, wollte er abends mit dem Elfuhrzuge zurückkehren; die Auszahlung des Geldes sollte bei der Sparkasse zwischen drei und fünf Uhr er-

folgen. Der Nachmittagszug war vom Winterfahrplan gestrichen.

Professor Kramer wollte an demselben Tage zurückkehren; ausdrücklich ausgesprochen hatte er es zwar nicht, aber seine Frau nahm es als selbstverständlich an, denn es war noch nie vorgekommen, daß ihr Gatte von einer seiner Gewohnheiten aus eigenem Entschluß abwich. Sie wies jede andere Möglichkeit schon deshalb von sich, weil sie sich bei Nacht ohne männlichen Schutz in dem einsam gelegenen Haus zu Tod gefürchtet hätte.

Nur der Gedanke an den nächtlichen Weg des Gatten durch den finsteren Wald erweckte ihr Sorge, und sie war fast erfreut, als ihr die vergessene Laterne unter die Hände kam, denn nun konnte sie hoffen, daß Kramer den Heimweg über die Landstraße wählen werde. Als dann die Tochter unerwartet zu Besuch eintraf, gestaltete sich der Tag sehr behaglich, denn die beiden Frauen hatten viel miteinander zu tuscheln. In der Dämmerstunde siedelten sie in das Zimmer des Professors über; es war das gemütlichste im ganzen Hause, und Frau Kramer bedauerte, daß sie es so selten benützen konnte.

„Du kennst ja Vaters Gewohnheit," sagte sie seufzend, „er sitzt den ganzen Tag allein vor seinen Büchern; seine Berechnungen und die lange Pfeife sind ihm lieber als die eigene Frau. Ja, es ist wirklich nicht leicht zu ertragen, mit einem Gelehrten verheiratet zu sein."

„Andere Männer müssen in Nacht und Nebel ihrem Berufe nachgehen, Mutter," erwiderte die Tochter besänftigend. „Stelle dir nur vor, wie es sein würde, wenn der Vater einmal nicht an diesem Schreibtisch sitzen sollte."

„Das kann ich mir gar nicht ausdenken, Kind."

Dieses kurze Gespräch fiel schon in die vorgerückte Abendstunde.

Später klärte sich das Wetter auf. Als die Uhr gegen elf ging, öffnete Frau Kramer das Fenster und horchte hinaus: „Wenn es stiller wäre,“ sagte sie, „müßte man den Zug pfeifen hören, aber der Wind geht so stark durch den Wald, daß er jeden anderen Laut erstickt.“

„Dann wollen wir das Fenster schließen, Mutter.“

„Ja, gleich, nur noch einen Augenblick; hörst du nichts, ich glaubte, ganz deutlich das Pfeifen der Lokomotive zu vernehmen.“

„Nein! Es ist noch nicht ganz elf.“

„Noch fünf Minuten fehlen. Seltsam, daß ich es heute gar nicht abwarten kann!“

Von Minute zu Minute rückte der Zeiger vor; als das Schlagwerk anhob, stand Frau Kramer, die das Fenster verlassen hatte, wieder auf: „Jetzt verläßt er den Zug, er hat seine Laterne vergessen und wird nun den Umweg über die Landstraße machen.“

„Also noch eine Viertelstunde, nicht wahr?“

„Ja, höchstens.“

Die Viertelstunde verging, und Helene horchte auf: „Das war ein Schritt!“

„Nein, Kind, ich hörte nichts.“

Nach einer weiteren Viertelstunde begann die Frau im Zimmer unruhig umherzuwandern.

„Was meinst du, Lenchen, sollte der Zug verspätet eintreffen?“

„Das wäre möglich; gib mir die Laterne, ich will Vater entgegengehen.“

„Nein! Laß mich nicht allein!“

Um Mitternacht ließ Helene sich nicht mehr halten;

sie zog den Regenmantel an und wanderte hinaus auf die Landstraße. Es regnete schon längst nicht mehr, aber der Wind strich in scharfen Stößen durch die Pappeln am Wege; das Mädchen überlief trotz der warmen Hülle ein Schauer. Die Straße führte dicht am Fluß entlang; das Schilf am Ufer wurde im Wind hin und her gepeitscht. Von der anderen Seite drang das Rauschen aus dem Wald herüber; im Zwielicht der Nachtwende konnte sie die weißen Kilometersteine notdürftig erkennen; sonst lag alles in tiefem Dunkel. Schwere Wolken flatterten Riesenvögeln gleich unter dem bedeckten sternlosen Himmel dahin. Helene trug die elektrische Taschenlaterne in der Hand, von Zeit zu Zeit drückte sie auf den Knopf und ließ einen kurzen Lichtschein über das Gelände huschen.

Den Namen ihres Vaters zu rufen, wagte sie nicht. Es war nicht Furcht, die ihr den Mund schloß, obwohl sich vielleicht Nachtgesindel in der Nähe herumtrieb, aber wer in solcher Lage einen Menschen ruft, der denkt auch schon an ein Unglück, und Helene hoffte noch immer, daß der Zug verspätet eintreffen würde, und erwartete, die Gestalt des Vermißten plötzlich auftauchen zu sehen.

Nun erblickte sie die Häuser von Dornheim, und es war seltsam genug: während sonst um Mitternacht jedes Dorf im tiefen Schlaf zu liegen pflegt, zählte Helene etwa ein Dutzend Häuser, hinter deren verhängten Fenstern Licht brannte. Auch in dem großen, düsteren Gebäude des Bürgermeisters war Licht. Sie sah ein Fenster nach dem anderen hell werden. Lotz oder irgend jemand schien von Zimmer zu Zimmer zu gehen. Zuletzt blieb das Erdgeschoß länger beleuchtet, der Raum neben dem Verkaufsgewölbe, wo die Schreibstube des Krämers

und sein Schlafzimmer lagen. Helene trat vor das Fenster und klopfte an die Scheiben; wenn irgend jemand Auskunft geben und Hilfe leisten konnte, war es gewiß das Oberhaupt des Dorfes.

Nach einer Weile wurde die Tür geöffnet, und die alte Annemarie, die Haushälterin des verwitweten Mannes, erschien im Rahmen, ein wüstes Weib mit wirren grauen Haaren.

Sie hob die Lampe, beleuchtete Helene und fragte mürrisch, was sie wolle.

„Ich möchte Herrn Lotz sprechen; wir vermissen meinen Vater," sagte Helene. Die Alte horchte auf.

„So, den auch? Dann sind es zwei."

„Wo ist Herr Lotz?"

„Wär' mir recht, es zu wissen. Es ist sonst nicht seine Gewohnheit auszubleiben, aber er ist fort."

„Fort?"

Annemarie trat einen Schritt zurück und deutete in das Zimmer des Krämers.

„Sie können es selbst sehen, Fräulein; im Bett liegt er nicht, am Pult sitzt er auch nicht, ich weiß nicht, wo er ist."

„Ist der Elfuhrzug eingetroffen?" fragte Helene.

„Längst. Mitternacht ist ja vorüber; Sie sollten heimgehen, Fräulein, es ist ein böses Wetter."

Wie Helene heimkam, wußte sie nicht. Der Wind artete zum Sturm aus und warf sie ein paarmal fast in den Straßengraben; einmal rannte sie gegen den Stamm einer Pappel an und stieß sich eine Beule, aber sie achtete nicht darauf. Ihre letzte Hoffnung war nur noch, daß der Vater dennoch durch den Wald gegangen war, sich vielleicht verlaufen hatte und jetzt längst daheim in Sorge auf sie wartete. Mochte er

noch so sehr grämeln und von Weiberangst reden, wenn er nur da war, dann würde alles gut sein, aber statt dessen stand nur Frau Kramer mitten im Zimmer und faltete die Hände.

„Nichts?" —

Helene setzte sich neben den Schreibtisch und stützte den Kopf in die Hand: „Wir ängstigen uns ganz gewiß unnötig, Mutter. Vater war doch in seinem Lehrerkränzchen und wird den Zug versäumt haben, das kann leicht geschehen."

„Wie ich ihn kenne, würde er telegraphiert haben."

„Gewiß, aber die Depesche wird erst morgen früh ausgetragen."

„Ja, wenn es nicht anders bestimmt wird."

„Dann kommt er noch, verlaß dich darauf."

Sie saßen eine Weile und horchten stumm, dann fuhren sie beide auf und riefen: „Das ist ein Bote."

Es wurde ans Fenster geklopft — nicht so hastig und laut, wie ein Amtsbote zu pochen pflegt, aber es war doch eine menschliche Hand. Helene lief hinaus, um zu öffnen. Sie kehrte, von Frau Gerlach begleitet, langsamer zurück und machte hinter dem Rücken der Irren ein Zeichen nach der Stirn.

Die Ärmste hatte wohl wieder ihre schlimme Zeit, in der sie keine Ruhe finden konnte und halbe Nächte lang herumlief; wo ein Licht brannte, klopfte sie die Leute heraus. Heute flackerten ihre Augen unstet. Sie ging auf Frau Kramer zu, tippte mit dem Finger in die Luft und sagte leise: „Wissen Sie es schon? Er ist verschwunden, er ist ausgelöscht, wie man ein Licht auspustet, er wird nie mehr zurückkehren."

Es klang schrecklich, und Helene redete dazwischen: „Das wollen wir nicht hoffen, Frau Gerlach, wir ver-

missen meinen Vater erst seit elf Uhr; da kann sich noch vieles aufklären."

Aber die Irrsinnige war nur mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt und achtete auf fremde Reden nicht; sie kauerte sich auf einen Stuhl und fuhr fort: „Haus um Haus habe ich abgehorcht, jahraus, jahrein, und es hat nirgends eine Antwort gegeben; endlich kam ich zu ihm. Eine Antwort hatte er auch nicht, aber wenn ich von den Zeiten anfing zu reden, als mein Jochen noch lebte, und von der Nacht, da man ihn totschlug, da suchten seine Augen in den Ecken, und der Schweiß kam ihm auf die Stirn. Gesagt hat er nichts, Gott soll mich bewahren, er ist wie ein Fuchs, und der Fuchs gibt auch keinen Laut, wenn er die Hunde graben hört."

Frau Kramer faltete die Hände: „Um Himmels willen, von wem sprechen Sie denn, Frau Gerlach?"

„Man soll seinen Namen nicht nennen," sagte das Weib, „es ist ein verfluchter Name, und er wird ausgelöscht sein, bis das Gericht über ihn kommt. Alle Leute stehen in seinen Büchern, und er selbst steht in Gottes Schuldbuch, denn er hat meinen Jochen erschlagen, neben dem schwarzen Wasser, wo das Kreuz steht, seit heute weiß ich's gewiß, und es ist noch nicht verjährt."

Frau Kramer verstand noch immer nicht; Helene winkte ihr mit den Augen und flüsterte: „Sie meint den Bürgermeister, er ist auch seit heute abend verschwunden."

Diese Worte riefen die Gegenwart zurück, und Frau Kramer begann zu schluchzen: „Was kümmern mich fremde Leute? Wo ist mein Mann?"

Die Irre war schon längst fort, die beiden Frauen hatten sie gebeten, heim zu gehen. Aber Einsamkeit und

Sorge blieben zurück, und die Nacht wollte kein Ende nehmen. Zwischen zwei und drei kam der Mond heraus und beleuchtete die stürmische Landschaft, aber während sein Licht sonst Trost zu spenden pflegt, trat jetzt der Wald deutlicher hervor und drängte seine Rätsel auf. Helene wagte nicht, es auszusprechen, aber sie dachte immer wieder daran, daß ihr Vater doch vielleicht auf dem Richtweg heimgegangen sei und bei der Dunkelheit in den Weiher geraten sein könnte.

Sie beredete ihre gänzlich erschöpfte Mutter, sich hinzulegen, schlich leise aus dem Haus und lief geradeswegs in den Wald. Sie wollte alles versuchen, auch das Hoffnungslose. Hell genug war es jetzt, man konnte bis tief hinein in das Gewirr der Bäume sehen, von denen der Sturm ganze Äste niedergebrochen hatte, hell genug, um zu erkennen, daß diese Wildnis keine Spur des Vermißten barg.

Auf der blinkenden Oberfläche des Weihers schwammen welke Blätter; aber so sorgfältig Helene das Ufer absuchte und jede Stelle achtsam betrachtete, sie konnte in dem nassen Erdreich keine Spuren abgleitender Füße entdecken.

Das war wenigstens ein kleiner Trost, und das tapfere Mädchen schlug langsam den Rückweg ein. Sie ging, die Blicke zur Erde gesenkt, denn auf dem halb überwachsenen Fußpfad liefen doch allerlei Spuren durcheinander, deren Ursprung nicht erkennbar war. Als sie in die Nähe des Steinkreuzes kam, blinkte ihr aus den welken Blättern etwas entgegen, ein winziger Gegenstand, kaum größer wie eine Erbse, aber dennoch groß genug, um im Licht des Mondes zu glänzen. Es war ein Glasknopf von bläulicher Farbe, wie man ihn im Vorhemd zu tragen pflegt, ein wertloses Ding, dessen Verlust kein Mensch beachtet.

Helene hob den Knopf auf und behielt ihn gedankenlos in der Hand; ihrem Vater gehörte er nicht, denn er trug noch nach altem Brauch Vorhemden, die hinten zugeknöpft wurden, und lose Manschetten, was man ihm nicht abgewöhnen konnte.

Helene dachte unwillkürlich daran, wie oft sie und die Mutter wegen dieser altmodischen Gewohnheiten geschmollt hatten; nun wäre ihnen der Vermißte auch mit Kniehosen und Zopf wohl recht gewesen, denn unter einem wirklichen Leid zerplatzen die Nichtigkeiten des Lebens wie Seifenblasen.

Aus dem kleinen Haus, das Kramer sich so sehnlich zum Alterssitz gewünscht, leuchtete das Licht der Arbeitslampe weithin ins Gelände; der Wind schlief allmählich ein, und so gewährte diese erste Oktobernacht in ihrem Ausgang noch das Bild tiefen Friedens.

Helene betrat das Zimmer mit schwerem Herzen und legte ihren Fund auf das Schreibzeug des Vaters. Von dem ganzen Grundstück war noch nicht ein Fußbreit bezahlt, und der Professor hatte die ganze Kaufsumme bei sich getragen — war er vielleicht das Opfer eines Verbrechens geworden?

Diese Frage wurde zuerst aufgeworfen, als die Behörde sich mit dem Schicksal des Vermißten zu befassen anfing, aber es erhoben sich bald gewichtige Bedenken dagegen. Es war allerdings unzweifelhaft, daß Professor Kramer eine Geldsumme von fünfzehntausend Mark bei sich getragen hatte, denn die Bücher der Sparkasse gaben darüber zuverlässige Auskunft. So lag der Gedanke an einen Raubmord ziemlich nahe; aber demgegenüber wurde eine andere Tatsache

zwar nicht zur Gewißheit, aber doch zur Wahrscheinlichkeit erhoben.

Kramer war am Abend des dreißigsten September nicht nach Dornheim zurückgefahren. Der Schalterbeamte, ein alter, zuverlässiger Mann, der den Professor genau kannte und ihm auch regelmäßig jeden Sonnabend die Fahrkarte aushändigte, hatte sich sogar gewundert, daß der wegen seiner Pünktlichkeit stadtbekannte „graue Mann“ an diesem Abend ausgeblieben war, und er erklärte, jeder Irrtum sei ausgeschlossen, obwohl am Sonnabend viele Fahrkarten nach Dornheim ausgegeben wurden, denn viele Dornheimer arbeiten die Woche über in den Fabriken der Stadt und kehren am Sonnabend heim.

Die Behörde verließ sich auf die Aussage des Beamten und zog daraus ihre Schlüsse. Professor Kramer hatte nachweislich das Lehrerkränzchen zu einer Zeit verlassen, die für den Dornheimer Zug zu früh lag, wohl aber gestattete, einen anderen Zug zu erreichen, der nordwärts in Richtung der großen Seestädte ging. Man nahm deshalb an, daß er geflüchtet sei, wozu ihm die von der Sparkasse erhobene Summe zu Gebote stand. Der Grund der Flucht lag ziemlich nahe, denn Kramer stand unter der Anklage eines Vergehens, das ihm Geldstrafe oder Gefängnis eintragen konnte, und die herbe Kritik des Gymnasialdirektors über derartige Strafen mochte dazu beigetragen haben, die unklaren Gedanken des unglücklichen Mannes über den Ausgang der Verhandlung vollends zu verwirren.

Es bildete sich aber auch die Meinung heraus, daß Kramer sich selbst entleibt habe, und daß man früher oder später seine Leiche finden werde. Diese Ansicht vertraten die Kollegen des Verschollenen, die seine

Wesensart sehr genau kannten und es für unmöglich hielten, daß er Frau und Tochter heimlich verlassen haben sollte, um ohne Amt und Erwerb in der Welt umherzuirren. Sie meinten, der Selbstmord sei zwar auch nichts anderes, er wäre sogar eine Flucht ohne die Möglichkeit der Rückkehr, aber die Toten haben nichts mehr zu erwägen und zu bereuen; an die Ferse der Lebenden allein heftet sich das Gewissen mit seiner Qual.

Man behauptete in diesen Kreisen, daß die Furcht vor der Schande einer Freiheitstrafe, die im Verhältnis zu ihren bürgerlichen Folgen wächst, so schlimm auf ihn gewirkt habe, und daß Kramer sein freiwilliges Ende vor dem ewigen Richter entschuldigen könne. Andere stellten ein kühles Rechenexempel auf. Sie sagten, er trug an jenem Unglückstage die Hälfte seines Vermögens bei sich, und diese Summe war für seine Familie eine Lebensbedingung; wenn er wirklich dahin gegangen war, wo wir des Mammons nicht mehr bedürfen, dann hätte er ihn wenigstens in die Hände der Erben gelegt. Das wäre einfach genug auszuführen gewesen, er brauchte nur die fünfzehn Scheine in einen Umschlag zu stecken und mit der Aufschrift an seine Frau zu versehen — er konnte ja zum Überfluß noch einen Zettel beilegen mit aufklärenden Abschiedsworten. Denn eine sinnlose Handlung beging dieser Mann ganz gewiß nicht; er hatte sein Lebtag gerechnet, und man durfte mit Recht annehmen, daß er das auch bis zur letzten Lebensstunde getan habe. So gelangte man im Kreislauf der Untersuchung wieder dazu, ein Verbrechen als möglich anzunehmen. Nun erhob sich die Frage, ob jemand davon erfahren haben konnte, daß Kramer an diesem Tage Geld in größeren Beträgen bei sich führen

würde. Aber außer den nächsten Angehörigen wußte nur ein Mensch darum, daß Professor Kramer am Nachmittag des dreißigsten September Geld von der Sparkasse abgehoben hatte, und der spielte sogar eine gewisse Rolle dabei; es war Jakob Lotz, der Bürgermeister von Dornheim.

Dieser Mann war als Spitzbube entlarvt, er stand mit einer Schmugglerbande in Verbindung, hatte den Wachtmeister Hammer schwer verwundet und war seitdem verschwunden, er war vielleicht sogar tot. Ihm konnte man die Ermordung Kramers zutrauen, aber er war zur fraglichen Zeit nicht in der Stadt, sondern in der Umgebung von Dornheim gewesen, und Kramer war doch, wie man annahm, in der Nacht nicht nach Dornheim gefahren; Jakob Lotz mußte also für die Untersuchung aus dem Kreis der Erwägungen ausscheiden.

Eine Tatsache war der Untersuchungsbehörde unbekannt, nämlich, daß Adolf Brink, der Zollinspektor von Rodeck, Kramers Feind war. Der junge Mann wußte ebenfalls, daß der Professor mit dem Kaufgeld für sein Haus in der Tasche den Dornheimer Zug benützen werde; er hatte es an jenem Nachmittag gesprächsweise von seinem eigenen Vater erfahren. Aber wenn auch der alte Sanitätsrat vor Gericht erschienen wäre, um diese Tatsache mitzuteilen, man hätte ihn befremdet angesehen und für einen Narren gehalten. Denn Adolf Brink bewarb sich trotz seiner Feindschaft mit dem Vater um die Hand der Tochter, außerdem aber hatte er sich zwischen sechs und zwölf Uhr auf dem Wege nach Rodeck befunden, hatte sich verirrt, war gegen einen Baum gerannt und war endlich mit allen Zeichen eines erschöpften Menschen in der Zollstation erschienen,

als der Kampf mit den Schmugglern sein Ende erreicht hatte. Über dies Dienstversäumnis mochten seine Vorgesetzten mit ihm abrechnen, das Gericht brauchte sich damit nicht zu befassen.

Und das Gericht blieb hierüber ahnungslos, denn der Sanitätsrat Brink hatte jene kurze und bedeutungslose Unterhaltung mit seinem Sohn aus dem Gedächtnis verloren.

Seltsam, jedenfalls aber ungewöhnlich war es, daß am gleichen Tage nicht weniger als drei Menschen verschwanden; aber mochte es immerhin zweifelhaft bleiben, ob Kramer und Lotz noch am Leben waren, über Hanjörg, den Wirt der Schmugglerkneipe, gab es nur eine Meinung. Der schlaue alte Fuchs, der sein Geheimnis verraten sah, war über die Grenze entkommen. Während Hammer sich mit Lotz im Walde herumschlug und von einer Kugel getroffen wurde, war Hanjörg mit Hilfe der Magd, die ihn aus dem Keller befreite, in den Wald gelaufen und verschwunden. Nur glaubten viele, daß die Magd nicht mit geflüchtet sei. Sie stammte von drüben, hatte ihren Anhang und wohl auch einen Unterschlupf gefunden, und es war für sie leicht, bei Nacht und Nebel die Grenze zu überschreiten, um das alte Nest gelegentlich aufzusuchen.

Man hatte die Schenke amtlich versiegelt, aber alles einstweilen stehen und liegen lassen, wie es war; Grenzbeamte wollten trotzdem in dunklen Nächten einen Lichtschimmer gesehen haben, nur kamen da Phantasie und Aberglauben zusammen und wirkten ein buntes Gewebe. Der Wachtmeister Hammer hätte wohl mit seinen Luchsaugen in das Geheimnis hineingesehen, aber der lag im Bett und schimpfte auf die ganze Welt;

seine Wunde hatte sich nicht als lebensgefährlich erwiesen, sie bedurfte indes sorgsamster Behandlung.

Helene war bei der Mutter geblieben; sie wollte der gebrochenen Frau eine Stütze sein und fühlte täglich mehr, daß sie selbst des Trostes bedurfte; denn es wer unerträglich qualvoll, den Postboten abzuwarten, der doch vielleicht eine Nachricht von dem Verschollenen bringen konnte, und es war noch schrecklicher, wenn irgend ein amtliches Schreiben ins Haus kam. Denn das Gericht hatte so viel zu fragen und zu ordnen, nur über die Hauptsache schwieg es beharrlich.

Das am ersten Oktober fällige Vierteljahrsgehalt hatte der Staat anstandslos ausgezahlt, denn wenn man auch bis auf weiteres mit dem Ableben des Professors rechnete, so konnte doch nicht bewiesen werden, daß er nach zwölf Uhr mitternachts, also am Beginn des Vierteljahrs nicht mehr gelebt habe; aus demselben Grunde konnten die Frauen noch mit dem folgenden Gnadenquartal rechnen, dann aber kam die Witwenpension, und mit ihr die Sorge um das tägliche Brot. Das Vermögen Kramers hatte etwa dreißigtausend Mark betragen, und die Hälfte davon war mit ihm verschwunden. Wenn man das Haus halten wollte, ging auch die andere Hälfte darauf; wollte man es nicht, dann war ein weiterer Verlust unvermeidlich. Denn die Verkäufer erboten sich, daß Haus für zehntausend Mark zurückzunehmen, und Helene riet zu diesem Handel, weil damit wenigstens fünftausend Mark gerettet wurden, aber Frau Kramer widersetzte sich. Das Haus war ihr zwar immer zuwider gewesen, nun erhob aber die weibliche Gefühlsstimmung ihre Stimme und machte ein heiliges Vermächtnis daraus. Helene gab seufzend

nach, konnte aber die Bemerkung nicht unterdrücken, daß sie nun ein ganz armes Mädchen geworden sei.

Das Wort war für Adolf gemünzt, an dem ihr Herz noch immer hing; aber er ließ nichts von sich hören. Es hieß, daß seine vorgesetzte Behörde ihn wegen Dienstversäumnis zur Verantwortung gezogen habe, und daß eine strenge Untersuchung drohe. Genaues wußte jedoch niemand, und zwischen den beiden Frauen wurde sein Name nicht genannt. Es war alles in Schweigen versunken, und dann kam der Winter, um auch die Natur in ein Sterbekleid zu hüllen.

Frau Kramer hatte eine Ladung erhalten, vor Gericht zu erscheinen, und war in den Vormittagstunden zur Stadt gefahren; sie wollte außerdem noch Besorgungen machen und erst abends zurückkehren; Helene war zu Haus geblieben.

Es war ein kalter, stiller Wintertag, dicht vor Weihnachten, und die Landschaft lag weithin unter tiefer Schneedecke; alles starrte von Eis, selbst der rauschende Fluß hatte sich dem Frost beugen müssen. Helene war in das Arbeitszimmer ihres Vaters gegangen, das die beiden Frauen fast ausschließlich benützten, weil es sich am besten heizen ließ.

Es dämmerte, und das junge Mädchen konnte kaum mehr sehen; sie rechnete das Ausgabenbuch durch und seufzte zwischendurch, denn diese Zahlen dünkten sie so unheimlich groß. Als der Vater noch da war, hatte man kaum mehr gebraucht; er war bei all seinen Schrullen doch ein guter Haushalter gewesen.

Da ging die Glocke, eine Hand klopfte an die Tür, und Adolf Brink stand auf der Schwelle; er trug Zivil, war von oben bis unten beschneit und brachte einen

frischen Winterhauch ins Zimmer; sein Gesicht war auffallend blaß und trug die Spur überstandener Leiden.

Helene sah das alles mit einem Blick, aber über dem Glück dieser Sekunde vergaß sie die ganze Vergangenheit; sie stieß einen Jubelruf aus und lag plötzlich an seiner Brust. Sie konnte nicht anders und wenn zehnmal der Schatten des Verstorbenen mahnend hinter ihr gestanden hätte.

„Endlich, Adolf!“

„Ja, endlich!“ sagte er leise, und küßte mit kalten Lippen ihren warmen Mund. „Wo ist deine Mutter, Lenchen?“

„In die Stadt aufs Gericht.“

„So sind wir allein?“

„Ganz allein; die Marie ist im Dorf bei ihren Leuten.“

Adolf legte seinen Mantel ab und trat fröstelnd an den Ofen; das hätte er vor einem halben Jahre nicht getan, und das Mädchen wurde stutzig.

„Du bist krank, Adolf!“

„Nein, Kind, vielleicht etwas angegriffen, aber davon später; ich habe vieles mit dir zu bereden.“

„Dann will ich erst einmal die Lampe anzünden,“ sagte sie, verletzt durch seinen kühlen Ton.

Als die Flamme aufleuchtete, sah er sich im Zimmer um und ließ seinen Blick auf dem alten Schreibtisch ruhen.

„Da pflegte wohl dein Vater zu arbeiten, Lenchen?“

„Ja!“

„Ihr habt noch immer keine Nachricht über ihn?“

‚Über ihn‘ sagte er, nicht etwa ‚von ihm‘; sie verstand recht gut den Unterschied, schüttelte nur stumm den Kopf und wunderte sich im stillen, daß er so gelassen

sprach. Als sie ihm in die Augen sah, änderte sich ihr Sinn, denn diese Augen flackerten in einem so düsteren Feuer, daß die Ruhe der Stimme nur durch entschlossene Verstellung möglich sein konnte.

Er verließ seinen Platz am Ofen und setzte sich neben das Mädchen.

„Verzeihe mir, Lenchen, daß ich für euer Unglück so wenig Worte habe, aber es liegt eine schwere Zeit hinter mir. Zum Glück ist sie jetzt überwunden, und deswegen bin ich eigentlich gekommen; meine vorgesetzte Dienstbehörde hat das Verfahren gegen mich endgültig eingestellt."

Als sie ihn verständnislos anblickte, fuhr er fort: „Es handelte sich für mich um Sein oder Nichtsein, denn man machte mir den Vorwurf grober Pflichtverletzung, und es hat Mühe genug gekostet, den Nachweis meiner Unschuld zu erbringen. Du entsinnst dich jenes Unternehmens gegen die Schmuggler, das am dreißigsten September stattfand und von mir geführt werden sollte; eine verhängnisvolle Kette von Zufälligkeiten hinderte mich daran, und mir fehlen leider Zeugen, deren man bei so schwerer Beschuldigung dringend bedarf."

Helene fragte gespannt: „Ja, wie war das eigentlich, Adolf."

„Sehr einfach, Lenchen. Das Aufspüren und Abfangen der Schmuggler war nicht gefahrlos; es konnte Blut dabei fließen und sogar Tote geben — genug, ich empfand das Bedürfnis, vorher noch einmal meinen Vater zu besuchen. Das ist doch verständlich, nicht wahr?"

„Ich kann es dir nachfühlen," sagte das Mädchen leise.

„Nach meiner Berechnung stand mir weiter auch kein Hindernis im Wege, um meine Pflicht erfüllen zu können, denn ich wollte mit dem Sechsuhrzug zurückkehren, der aber seit Mitte September eingestellt war. Das mußte ich freilich wissen, und man machte mir daraus den Vorwurf, ich hätte es gewußt und mich der Verantwortung und Gefahr zu entziehen gesucht."

„Das ist ja schrecklich, Adolf!"

„Ja! Die Menschen denken eben immer gern das Schlimmste. Das war mir völlig klar, als ich in meiner Verlegenheit auf dem Bahnhof stand, es machte mich bestürzt und unsicher, kurzum, statt einen Wagen zu nehmen, mit dem ich schnell nach Rodeck gekommen wäre, rannte ich wie ein Toller zu Fuß los und kam zu spät."

„Wie groß ist die Entfernung," fragte Helene nachdenklich.

„Etwa zwanzig Kilometer, die man ganz gut in vier Stunden bewältigen könnte. Ich durfte damit rechnen, daß der Angriff auf die Pascher erst gegen Mitternacht stattfinden werde, und hatte daher Zeit genug; aber ein Unglück kommt selten allein. Ich verlief mich in der Dunkelheit, stieß gegen einen Baum, blieb besinnungslos liegen und kam zu spät. Ich könnte mich prügeln, wenn ich daran denke!"

Adolf besaß ein lebhaftes Temperament, aber die Wiederholung seines Unglücks schien ihn ganz besonders aufzuregen; das Blut schoß ihm dabei in die Schläfen und färbte eine kleine Narbe, die an der Stirn dicht unter den Haarwurzeln sichtbar war.

Helene strich zärtlich mit der Hand darüber.

„Das ist das Andenken daran, armer Schatz. Hoffentlich hat es dazu beigetragen, deinen guten Willen zu beweisen?"

„Vielleicht," sagte er ablenkend, „aber wohl mehr noch der Umstand, daß die Entdeckung der Schmugglerbande mein alleiniges Verdienst war. Mit Rücksicht darauf stellte man das Verfahren ein und begnügte sich mit einer ziemlich gelinden Verwarnung — jedenfalls ist meine Zukunft gerettet, und wenn das Jahr herum ist . . ."

Er stockte und schwieg, aber Helene erriet, was er sagen wollte. Er meinte das übliche Trauerjahr, welches Brauch und Sitte nach Eintritt eines Todesfalls zwischen Verlobung und Hochzeit einzuschieben pflegen, und sie war viel zu verständig, um Anstoß daran zu nehmen.

„Du glaubst, Adolf, daß mein Vater tot ist?"

„Ich finde keine andere Erklärung," sagte er finster. „Man redet ja alles Mögliche darüber, aber das sind doch nur haltlose Vermutungen; dein Vater ist das Opfer eines Unfalls oder eines Verbrechens geworden, ich selbst glaube an einen Unfall, denn wer sollte sich an dem harmlosen Mann vergriffen haben?"

„Vergiß nicht, daß er Geld bei sich trug," sagte Helene leise.

Von jenem Gespräch zwischen Vater und Sohn am Nachmittag des dreißigsten September ahnte sie nichts, nahm aber an, daß er darum wußte, denn die Zeitungen hatten genug darüber geschrieben. Als er mit keinem Wort auf ihre Bemerkung einging, legte sie das als Zartgefühl aus, denn sie war durch den Verlust des Geldes zu einem armen Mädchen geworden. Sein Benehmen erschien ihr seltsam und auffällig. Eine innere Unruhe schien in ihm zu wühlen, er stand auf, durchmaß hastig das Zimmer und blieb endlich vor dem Schreibtisch Kramers stehen.

„Du glaubst gar nicht, Lenchen, wie nahe mir der Tod deines Vaters geht. Wir haben uns gewiß nicht geliebt, und zuletzt mußte ich ihm noch durch meine Anzeige Schmerz bereiten, aber wenn er noch lebte, ich gäbe Jahre meines eigenen Lebens dafür hin. Also hier hat er gearbeitet, es steht und liegt wohl alles noch wie es war?"

„Alles, Adolf."

„Peinlich geordnet, wie er selbst war! Was ist denn das?"

Sein Blick war auf den kleinen bläulichen Glasknopf gefallen, der noch immer auf dem Schreibzeug lag, und Helene, die neben ihn getreten war, erzählte den Zusammenhang. Adolf hörte scheinbar zerstreut zu.

„Also deinem Vater gehört er nicht?"

„Nein, der trug Vorhemdchen ohne Knöpfe; er hing noch an der alten Mode."

„Seltsam!"

„Was denn, Schatz?"

„Dies Ding muß ich schon irgendwo gesehen haben."

„Das ist wohl möglich; es gibt gewiß Tausende solcher Knöpfe."

„Mag sein, Lenchen, aber die Farbe sticht mir förmlich in die Augen, aber ich kann beim besten Willen nicht sagen ..."

Er wurde unterbrochen. Es war inzwischen ganz finster geworden, und Helene trat an das Fenster, um die Vorhänge niederzulassen, aber plötzlich stieß sie einen leisen Ruf aus: „Mein Gott, Adolf, was ist denn das?!"

„Was denn?"

„Der Wald brennt! Aber das ist im Winter doch gar nicht möglich!"

Nun trat er auch herzu und sah hinaus; aus der Tiefe des Waldes brach roter Schein, es zuckte und loderte, und gegen den dunklen Nachthimmel stieg Rauch auf.

Es war ein schaurig-schöner Anblick, und Adolf sagte nach einer Weile: „Das ist kein Feuer, das sind Fackeln. Es muß in der Nähe des kleinen Weihers sein; als ich heute nachmittag vorüberging, ließ der Dornheimer Wirt Eis dort brechen. Aber ich kann mir nicht denken, daß die Leute bei Fackellicht arbeiten, es gibt ja Eis die Hülle und Fülle."

„Dann hat's einen anderen Grund, Adolf!"

„Ja."

Kein Wort mehr oder weniger als diese kurze Wechselrede, aber sie sahen sich dabei in die Augen, und einer erriet die Gedanken des anderen. Dann trat eine Pause ein, die Adolf endlich mit erzwungener Gleichgültigkeit unterbrach: „Wenn du meinst, Lenchen, könnte ich ja mal hinübergehen, um zu sehen, was dort geschehen ist."

„Ich begleite dich."

„Nein, bleib' lieber hier."

Sie gab ihm keine Antwort, ging in das Nebenzimmer und kehrte gleich darauf mit Hut und Jacke zurück; er zog schweigend seinen Mantel an und reichte ihr den Arm. Es war bitter kalt, die Schneeflocken wirbelten ihnen ums Gesicht, und Helene zitterte vor Frost und innerer Aufregung; Adolf versuchte noch einmal, sie zum Umkehren zu bewegen.

„Vielleicht wird der Weiher ausgefischt, Lenchen; dazu benützt man bisweilen Fackellicht."

Und sie entgegnete: „Das mag sein, aber nicht im Winter."

Als sie näher kamen, wuchs die Helligkeit, die ganze Waldecke schien in Flammen zu stehen. Dort wo der Weiher lag, erblickten sie Männer, die Fackeln trugen; was sie damit beleuchteten, war nicht zu erkennen, denn sie drängten sich alle zusammen und bildeten einen dichten Kreis.

Sie sprachen erregt durcheinander, aber als Adolf sie anrief, verstummte das Stimmengewirr; die Gruppe trat auseinander, und auf der weißen, hell beleuchteten Schneefläche zeichnete sich ein dunkler Gegenstand ab.

Adolf drängte Helene zurück, ging näher heran und fragte gedämpft: „Was geht hier vor?"

„Wir haben einen gefunden, Herr Inspektor."

„Eine Wasserleiche?"

„Ja; sie kam beim Eisbrechen hoch."

„Wer ist es?"

„Das wissen wir nicht."

Die Nachricht von dem grausigen Fund durchlief schnell die ganze Gegend, und da Dornheim zum Amtsgerichtsbezirk Hochstein gehörte, erschien am folgenden Tage der Amtsgerichtsrat Büner, vom Kreisarzt begleitet, um die gesetzlich vorgeschriebene Leichenschau vorzunehmen. Auch der inzwischen genesene Wachtmeister Hammer hatte sich angeschlossen, und die Kommission begab sich in das Dornheimer Rathaus, wo die Leiche einstweilen untergebracht worden war. Nach dem Gutachten der Ärzte handelte es sich um eine männliche Person, die mehrere Monate im Wasser gelegen und durch den fortgeschrittenen Verwesungsprozeß unkenntlich geworden war.

Das Alter und einige andere Merkmale ließen sich annähernd feststellen; der Verunglückte hatte bereits

die Höhe des Lebens überschritten, Knochenbau, Muskulatur und die leicht ergrauten Haare sprachen untrüglich dafür; der Bart fehlte gänzlich, das Gebiß war den Jahren entsprechend ziemlich schadhaft und unvollständig. Die Gesichtszüge waren durch den Einfluß des Wassers ganz zerstört und gewährten nicht den geringsten Anhalt; nach der sorgfältig vorgenommenen Obduktion weigerte der Arzt sich geradezu, Vermutungen aufzustellen, die womöglich irre führen könnten, und erklärte bestimmt, daß nur die Kleidung der Leiche Auskunft über seine Persönlichkeit zu geben vermöge.

Als man diese untersuchte, änderte sich allmählich die ursprüngliche Annahme, daß man es mit einem Unglücksfall zu tun habe; die Leiche war nur mit Hemd, Unterhose, Rock, Weste und Hose bekleidet, alles übrige, sogar der Hosenträger fehlte; es erschien gewiß, daß die Hand eines Dritten diese fehlenden Gegenstände entfernt haben mußte: die Hand eines Mörders.

Das Hemd war ein gewöhnliches Tagehemd, über dem das sogenannte Vorhemd getragen zu werden pflegt, jenes Kleidungstück, das in besseren Ständen immer mehr abkommt. Die Unterhose bestand aus gewöhnlichem Barchent; weder in ihr noch in dem Hemd war ein Wäschezeichen zu finden.

Mit diesen beiden Kleidungstücken war sehr wenig anzufangen, hingegen erregte der Anzug die Aufmerksamkeit der Gerichtskommission. Er war zwar stark zerstört, aber durch eine sachgemäße Behandlung konnte er doch so weit hergestellt werden, daß man Stoff und Farbe zu erkennen vermochte. Man stellte fest, daß der Anzug aus gutem dauerhaften Cheviot von grauer Farbe mit eingewebten roten Pünktchen gemacht

worden sei. Es war einer jener Anzüge, die der „graue Mann“ jahraus jahrein zu tragen pflegte. Man hatte die Leiche Professor Kramers gefunden.

Wie sie in den Weiher geraten sein mochte, blieb vorläufig rätselhaft, denn es stand fest, daß Kramer den Abendzug nach Dornheim nicht benützt hatte; aber gegenüber dem anderen untrüglichen Merkmal trat diese Erwägung vorläufig zurück. Der Amtsgerichtsrat Büner atmete erleichtert auf, denn erstens war jenen schändlichen Gerüchten, die den Professor zum feigen Flüchtling stempelten, endgültig der Boden entzogen, und dann handelte es sich um ein Verbrechen, dessen Untersuchung Büner als Schwager des Ermordeten nicht führen durfte.

Er schickte die gefundenen Gegenstände mit einem kurzen Bericht an die Staatsanwaltschaft und kehrte nach Hochstein zurück; die bisher dunklen Vorgänge schienen geklärt. Man hatte den Professor ermordet und beraubt — den Täter mochte der Untersuchungsrichter ermitteln, der sofort auch energisch zugriff. Da der Arzt erklärt hatte, daß die Feststellung der Leiche unmöglich sei, nahm das Gericht aus Gründen der Humanität davon Abstand, die beiden Frauen durch den schrecklichen Anblick nutzlos zu quälen, und erteilte die Erlaubnis zur Bestattung des Toten; im schlimmsten Fall konnte er wieder ausgegraben werden, aber man dachte kaum an diese Möglichkeit, denn die vorhandenen Beweise mußten doch zur Feststellung der Persönlichkeit vollkommen ausreichen.

Frau Kramer und Helene erhielten eine Vorladung an die Gerichtstelle.

Man legte ihnen die aufgefundenen Kleidungstücke vor.

Frau Kramer wurde zuerst vernommen. Sie wár in Tränen aufgelöst, erklärte indessen ohne Besinnen, daß der Anzug ihrem Manne gehört habe, und zeigte zum Beweis eine Probe des Stoffs, der nicht aufgebraucht worden war. Über das Unterzeug sprach sie sich unbestimmter aus. Kramer habe die Gewohnheit gehabt, ungezeichnete Wäsche zu tragen, und sie selbst hätte überall Gelegenheitseinkäufe gemacht; es sei möglich, daß auch dieses Hemd und dieses Unterbeinkleid ihrem Manne gehört habe, aber ebensogut könne das Gegenteil der Fall sein.

Dann wurde Helene vernommen. In ihrer ruhigen und umsichtigen Art bestätigte sie die Angaben der Mutter und erklärte dann: „Im Juli dieses Jahres verkaufte ich mehrere abgelegte Anzüge meines Vaters an den Bürgermeister Jakob Lotz in Dornheim, der einen Trödelladen hatte. Später sah ich, daß Lotz einen dieser Anzüge selbst trug."

Der Untersuchungsrichter fragte betroffen: „Wissen Sie, Fräulein Kramer, daß Lotz ebenfalls vermißt wird?"

„Ja."

„Und Sie glauben . . .?"

„Ich glaube gar nichts," sagte das Mädchen ruhig. „Ich weiß nicht einmal, ob man sich über eine neue Spur freuen soll; mein Vater ist ganz gewiß nicht mehr am Leben."

„Aber die ganze Untersuchung kommt ja dadurch in neue Bahnen!"

„Nur die Toten werden nicht wieder lebendig. Hat man die Spur des Krämers denn vollständig verloren?"

„Sie ist wie gelöscht, und die Meinungen gehen auseinander. Der Wachtmeister Hammer glaubt, daß

Lotz eine tödliche Verletzung davongetragen habe und im Laufe der Zeit noch aufgefunden werden müsse, aber da spricht wohl die Eitelkeit des alten Schützen ein wenig mit; das Gericht nimmt an, daß Lotz über die Grenze entwichen ist."

„Und seine Habe im Stich gelassen hat?" fragte das Mädchen zweifelnd. „Herr Untersuchungsrichter, wie ich den Krämer beurteile, könnte er vielleicht aus Angst vor Strafe Selbstmord begangen haben, aber das Haus in Dornheim ist ein ziemlich wertvoller Besitz ..."

„Steht es leer, Fräulein Kramer?"

„Nein, die alte Haushälterin wohnt noch darin und führt sogar das Geschäft fort — angeblich im Namen des Vermißten. Man wundert sich allgemein darüber, aber die Behörde hat bisher nicht eingegriffen."

Der Untersuchungsrichter kannte die bequeme Art des Amtsgerichtsrats Büner, fuhr auf, entsann sich aber rechtzeitig, daß er dessen Nichte vor sich habe. Er brach die Vernehmung ab, entließ die beiden Frauen und verfügte sofort die Vorladung von Anna Marie Köhler, der Haushälterin des Bürgermeisters Lotz, oder der „Eule", wie sie von den Dornheimern genannt wurde.

Annemarie erschien in dem Untersuchungsraum als schlichte, ältliche Frau, die mit dem angeborenen Respekt vor der Justiz das Bewußtsein der Verantwortung verbindet; mit so bescheiden auftretenden Menschen läßt sich leicht verhandeln, und der junge Untersuchungsrichter kam ihr daher ohne Mißtrauen entgegen.

Er öffnete das auf dem Aktentisch liegende Kleiderbündel und sagte: „Sie wissen, Frau Köhler, daß man bei Dornheim eine unkenntliche Wasserleiche gefunden hat?"

„Ja. Die Leute meinen, es wäre der Herr Professor Kramer."

„Allerdings; man hat seinen Anzug mit Bestimmtheit erkannt — hier liegt er vor uns. Fräulein Kramer behauptet, daß sie mehrere solche abgetragene Anzüge ihres Vaters an den vermißten Bürgermeister Lotz verkauft habe; ist das richtig?"

„Das wird schon so sein, wenn ich es auch nicht genau weiß."

„Und Lotz soll einen der Anzüge selbst getragen haben."

„Er trug oft Sachen aus seinem Trödelladen; er war ein sparsamer Mann."

„Haben Sie ihn auch in diesen Kleidern gesehen?"

„Das weiß ich nicht, aber so ähnlich können sie gewesen sein — o ja."

„Auch in der letzten Zeit vor seinem Verschwinden?"

„Es ist mir beinahe so, aber man achtet nicht darauf."

Die Frau sagte offenbar nicht mehr, als sie wirklich verantworten konnte, und das erweckt allemal Vertrauen; der Untersuchungsrichter ging daher einen Schritt weiter.

„Hielten Sie auch die Wäsche Ihres Herrn in Ordnung, Frau Köhler?"

„Gewiß; dazu war ich ja da."

„Sehen Sie diese Unterbeinkleider an; sie sind freilich arg mitgenommen."

Die Frau zerrte mit den dürren braunen Fingern das Bündel auseinander, nahm zuerst die Unterhose vor, hielt sie an das Licht und schüttelte endlich den Kopf: „Die kenne ich nicht, sie könnte aber aus dem Geschäft stammen, das wäre möglich."

„Und das Hemd?"

Diesmal war die Untersuchung noch genauer, sie währte mehrere Minuten; dann tippte Annemarie auf eine Stelle: „Den Flicken habe ich selber aufgesetzt."

„Einen Flicken — wo?"

„Hier im Ärmel; man sieht ihn noch deutlich."

„Und das ist Ihre Arbeit? Täuschen Sie sich auch nicht?"

„Ich werde doch meine eigene Arbeit wieder kennen," sagte Annemarie treuherzig — „das kann jede Frau, darauf können Sie sich verlassen."

„Waren die Hemden gezeichnet?"

„Das ist bei uns nicht Mode, wir waschen selbst."

Damit galt die Persönlichkeit der aufgefundenen Leiche als erwiesen; es unterlag keinem Zweifel mehr, daß man auf dem Dornheimer Friedhof die Überreste von Jakob Lotz begraben hatte; aber der Untersuchungsrichter war noch nicht zufriedengestellt, es galt, den letzten Punkt aufzuklären.

„Frau Köhler," sagte er freundlich, „wie ich höre, setzen Sie einstweilen das Geschäft Ihres Herrn fort; ob mit Recht, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls hat man Sie bisher gewähren lassen. Sie machen den Eindruck einer ehrlichen Frau, und ich nehme daher an, daß Sie bis heute an die Rückkehr des Bürgermeisters Lotz geglaubt haben."

Konnte Annemarie weinen? Ihre Feinde behaupteten, sie hätte nur Triefaugen, aber jetzt flossen wirklich ein paar dicke Tränen über ihre braunen Wangen, und ihre Stimme klang weich: „Ich bin nun zwanzig Jahre im Dienst meines Herrn, und er ist immer gut gegen mich gewesen. Daß er sich gegen die Gesetze verging, habe ich nicht gewußt; so schlimm, wie die Leute sagen, wird es wohl auch nicht gewesen sein. Ich habe fest darauf gerechnet, daß er zurückkommen würde, und das Geschäft sollte deshalb nicht verkommen. Nun weiß ich es freilich besser."

„Sie glauben, daß er sich selbst entleibt hat?"

Annemarie nickte in ihrer treuherzigen Art: „Feinde hatte er nicht, wer sollte ihn denn umbringen? Verunglückt ist er auch nicht, dann hätte er seine übrigen Sachen bei sich gehabt. Gegen die Gesetze mag er sich vergangen haben, aber Ehre hatte er doch im Leib, und so denke ich, daß er vorher alles von sich tat, damit keiner ihn später erkennen konnte. Er war ein bedachtsamer Mann, und nun ist er tot."

Das konnte möglich sein, und es war wenigstens die einzige Erklärung, wenn man nicht dennoch ein Verbrechen annehmen wollte, und welcher Untersuchungsrichter atmet nicht auf, wenn er die Akten über einen Selbstmord schließen kann.

Sie wurden geschlossen. Auf jenes Grab, das die Überreste von Jakob Lotz barg, kam keine Platte mit einer ehrenden Inschrift, denn der Verstorbene besaß keine Angehörigen, und die Dornheimer hielten es für geraten, ihres ehemaligen Oberhauptes möglichst wenig zu gedenken. Sie waren alle mit dieser Lösung einverstanden. Nur die Witwe Gerlach schüttelte den Kopf und murmelte sonderbare Dinge in sich hinein.

„Wer anderen das Leben nicht gönne, der sei mit dem eigenen geizig" — so oder ähnlich sollte sie gesagt haben; aber die Gerlach war eine arme hirnkranke Frau, auf deren Gerede niemand Gewicht legte, und wenn es die tiefste Weisheit gewesen wäre.

Auch Frau Kramer konnte sich nur schwer in die neue Lage der Dinge finden. Wie die Mehrzahl ihres Geschlechts wurde sie leichter mit einem Schmerz als mit einer Ungewißheit fertig, und das Grab auf dem Dornheimer Friedhof, dessen Hügel sehr schnell vom Schnee und Regen weggewaschen wurde, erfüllte sie mit

heimlichem Grauen. Bisweilen ging sie sogar hinaus, um es zu betrachten und ein stilles Gebet für den stummen Schläfer zu beten. Einen Kranz nahm sie freilich nicht mit; aber sie sagte zu Helene, daß irgend eine geheime Kraft vorhanden sei, die sie immer wieder auf diesen Weg trieb. Das junge Mädchen begann ernstlich für das Gemüt der Mutter zu fürchten und atmete daher auf, als die nächsten Wochen in wenigstens einer Beziehung den bestehenden Zustand änderten.

(Fortsetzung folgt.)



Deutschlands Erbfeind

Zum zweihundertfünfundzwanzigsten Gedenktag der Zerstörung Heidelbergs

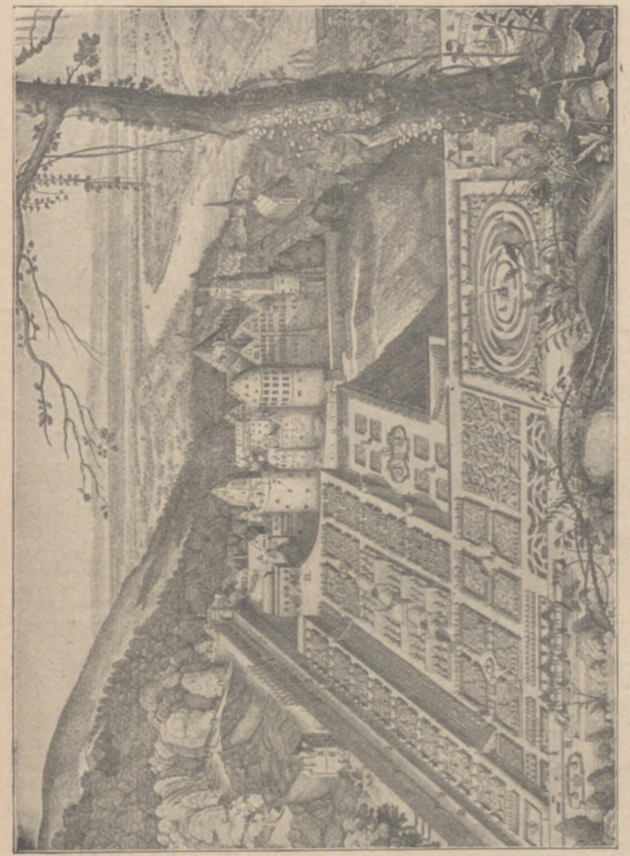
Von Lorenz Schmettau

Mit 20 Bildern

Im Mai 1693 zerstörten französische Mordbrennerbanden des „allerchristlichsten Königs" von Frankreich, Ludwig XIV., die deutsche Stadt Heidelberg bis auf den Grund. Die Ruinen des Schlosses sind seitdem ein ewiges Mahnzeichen für die unsinnige Herrschsucht, blinde Gehässigkeit und selbstzerfleischende Rachgier eines Volkes, das seit langen Jahrhunderten immer erneut bereit war, den Frieden Deutschlands und Europas — ja der ganzen Welt zu vernichten. Nun aber ist die Zeit nicht mehr ferne, da nach menschlichem Ermessen die alten Missetaten mitsamt den neueren endgültig gebüßt werden müssen. Die grausamen Verbrechen, die einst unter Turenne und Mélac im westlichen und südlichen Deutschland namenloses Elend über unsere Städte und Dörfer heraufbeschworen, fanden ihre furchtbare Sühne. Das Erwachen Frankreichs nach diesem letzten Kriege, den es frevelhaft mit heraufbeschwor, wird grauenvoll sein. Die Träume französischer Weltherrschaft werden in der rauhen Wirklichkeit für immer zerstieben, und es wird in den ewig verblendeten Gehirnen jenseits der Vogesen vielleicht einmal zu tagen beginnen; man wird endlich erkennen müssen, daß Frankreichs ehrgeizbesessene Rolle, unter den Großmächten Europas die erste und führende Nation zu sein, ausgespielt ist.

Unsere ganze G.schichte ist Zeugnis dafür, daß uns kein dauernder Haß beseelte. Wäre es anders, hätten wir niemals vergessen dürfen, welch unerhörte, menschen-

unwürdige Verbrechen in der Pfalz, in Franken, in Württemberg und Baden zur Zeit des „Sonnenkönigs"



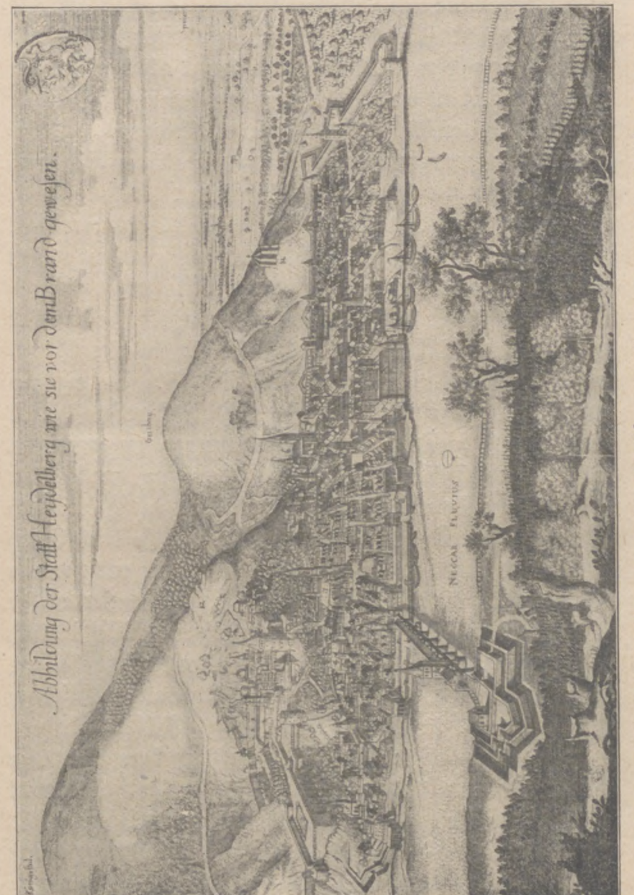
Heidelberger Schloß mit Garten vor der Zerstörung. Nach einem Kupferstich von 1620.

verübt wurden. Durch alle Jahrhunderte, bis auf den heutigen Tag, fand man dagegen in Frankreich immer Anlaß zur „Rache". Im Jahre 1915 gründete man in

Paris eine „Liga des Hasses", und wir dürfen nicht hoffen, daß sich die Wesensart der Franzosen jemals ändern wird.

Nicht um niedrige Leidenschaften wachzurufen, wollen wir uns mit den dunklen Ereignissen der Vergangenheit beschäftigen; nur weil wir geneigt sind, so leicht auch das Schlimmste zu vergessen, und viel eher ungerecht gegen uns selbst zu werden als gegen unsere Feinde, sollen wir jene Zeiten der brutalsten Vergewaltigung und erniedrigenden Schmach nicht aus dem Gedächtnis verlieren, die der Erbfeind Frankreich über uns brachte. Einer unserer Besten prägte nach 1870 die Worte: „Tage der Schmach blieben keinem Volke erspart: sie gehören seiner Geschichte an, und sie übertünchen zu wollen, wäre kein Anzeichen von Gesundheit." Erinnern wir uns also an die Geschehnisse französischer Mordbrennerei aus dem siebzehnten Jahrhundert, so geschieht es vor allem, um zu mahnen und zu warnen. Niemals wäre es für uns zu solcher Erniedrigung gekommen, wenn nicht die Ohnmacht vergangener Kleinstaaterei und der Zerfall des Reiches die verhängnisvolle Ursache dazu geboten hätten. Sind nun auch heute solche Betrachtungen nicht mehr geradezu als Warnung nötig, so mögen sie ihre Berechtigung darin finden, die Liebe zu unseren großen gemeinsamen Errungenschaften zu stärken, indem wir durch Erinnerung an Vergangenes gewahr werden, was einer Nation widerfahren kann und muß, die ihre Gesamtverfassung — wenn auch nicht dem Namen, so doch dem Wesen und seiner Wirksamkeit nach — verloren hat. Daß Deutschland noch niemals überwunden wurde, wenn es einig war, das erlebten wir 1870 und in gewaltig gesteigertem Maße seit 1914.

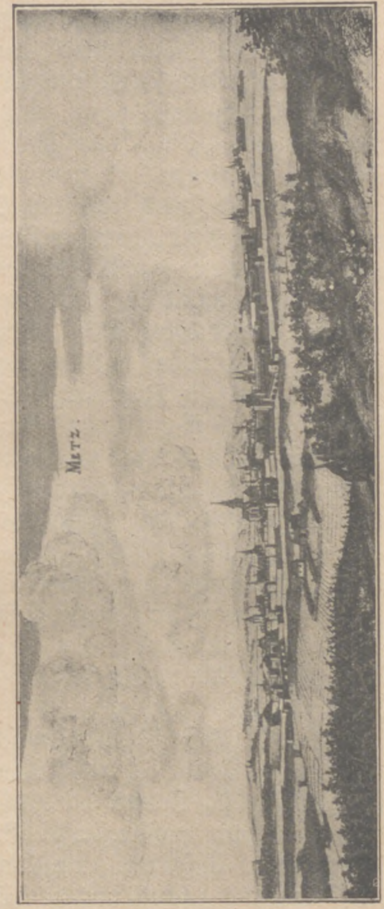
Seit England die Maske vom Gesicht nahm, erfuhr es unser gesamtes Volk, daß uns von den Machthabern



Ansicht Heidelbergs vor der Zerstörung. Nach einem alten Kupferstich.

überm Kanal der Platz an der Sonne nicht vergönnt sein soll. Wie weit das geschwächte Frankreich nach

diesem Kriege den Briten als Bundesgenosse weiter erwünscht sein wird, muß die Zukunft lehren. Frankreichs große Rolle in Europa ist heute schon so gut wie ausgespielt; künftig wird es sich mit einem Platz im dritten Rang der Völker abzufinden haben. In der Vergangenheit war es als unmittelbar gefährlichster Nachbar der ewige Störer unseres Friedens. Jahrhundertelang arbeiteten die Franzosen planmäßig darauf hin, uns zu bedrücken und immer größere Teile unseres Landes zu rauben. Und diese Absicht verfolgte man unter allen Regierungsformen mit ebenso unwandelbarer Folgerichtigkeit wie unüberbietbarer Gewissenlosigkeit bis zur Stunde. Von den Zeiten Ludwigs XI. an, nachdem die Briten aus Frankreich verdrängt und die großen Vasallen im eigenen Lande beseitigt waren, bemühte sich die Pariser Politik unausgesetzt, in Deutschland Spaltungen zu erzeugen, und die Uneinigkeit, wie und wo es anging, zu fördern und zu ihren Zwecken zu nützen. Rastlos eifrig betätigte man sich, um dies Ziel zu erreichen, und so leichtfertig man auch vielfach dabei zu Werke ging: die entschiedene Beharrlichkeit dieser Bestrebungen läßt sich immer wieder in der vergangenen Geschichte verfolgen. Alle Mittel, selbst die schamlosesten, galten in Frankreich als geheiligt, wenn es sich darum handelte, Deutschland politisch zu schwächen, und wenn es irgend ging, Gebietsteile von unserem Besitz abzureißen. Vortrefflich kam die große Kirchentrennung diesen Absichten zu statten. Während Frankreich im eigenen Lande die Hugenotten mit Gift, Schwert und Brand verfolgte, sie zu Tausenden mordete und zu Hunderttausenden aus dem Reiche trieb, unterstützte es die gegnerische Bewegung in Deutschland durch politisches Ränkespiel mit Geld und Soldaten.



Ansicht von Metz. Nach einem Kupferstich von Merian.

Das französische Königreich war ursprünglich auf die Isle de France mit der Hauptstadt Paris beschränkt. Allmählich unterwarf die Krone eine wichtige Provinz nach der anderen, und zwar durch ebenso rücksichtsloses Vorgehen im eigenen Lande als auf Kosten der Nachbarn: Gascogne, Toulouse, die Provence, Champagne, Bretagne und die Bistümer Metz — das freie Reichsstadt war —, Toul und Verdun. Die drei Bistümer gingen durch Schuld des Kurfürsten Moritz von Sachsen verloren und kamen durch den Vertrag von Friedenwalde 1552 an Frankreich. Damit war eine nicht bedeutungslose *Stellung in Lothringen gewonnen*, und von da an wuchs die *Begierde nach deutschem Reichsland* immer mehr. Dann „erwarb" Frankreich Boulogne und später

Navarra, im Jahre 1648 Elsaß. Dazu gesellten sich Roussillon sowie Teile von Flandern und Lothringen. Nach Richelieus Erfolgen begann Ludwig XIV. sich allmächtig zu gebaren; das zynische Wort des Königs: „Der Staat bin ich!“ konnte gewagt werden. Zu jener Zeit griff Ludwig nach den unter spanischer Herrschaft stehenden Niederlanden; er riß von diesem Besitz die heutigen Nordteile ab, diesen Teil Flanderns mit Grevelingen (Gravelines), wo noch heute die niederdeutsche Sprachgrenze beginnt, Hondschoote, Cassel, Hazebroek, Ryssel (französisch: Lille), Douai und das Cambresis; Kammerlik, das die Franzosen Cambrai nennen, war einst freie Reichsstadt! Arras (Atrecht) wurde von den Franzosen 1640 genommen; St. Omer neununddreißig Jahre später. Schon im Pyrenäischen Frieden 1659 hatten die Franzosen einen Teil vom Hennegau „erworben“ mit Valenciennes, Maubeuge, Condé, Quesnoy, Landrecies, Avesnes, Philippeville, und von der Provinz Namur die Städte Charlemont und Givet. Zu dieser Zeit lagen die deutschen Grenzen offen für ihre Einfälle.

Die französische Politik, Deutschland gegenüber, ging Schritt vor Schritt beharrlich ihren Zielen entgegen; sie wich nie zurück. Immer wurde die „schwächste Stunde“ abgewartet, um noch weiter die Grenzen „abzurunden“. Wenn solche Ansprüche eine Weile ruhten, so war es scheinbar und geschah nur, um über die nächsten Absichten zu täuschen. Die Reichsstadt Metz, in der einst auf einem deutschen Reichstage unter Kaiser Karl IV. 1356 die „Goldene Bulle“ erlassen worden war, besetzte man anfangs unter dem Vorwand einer „Schutzge-

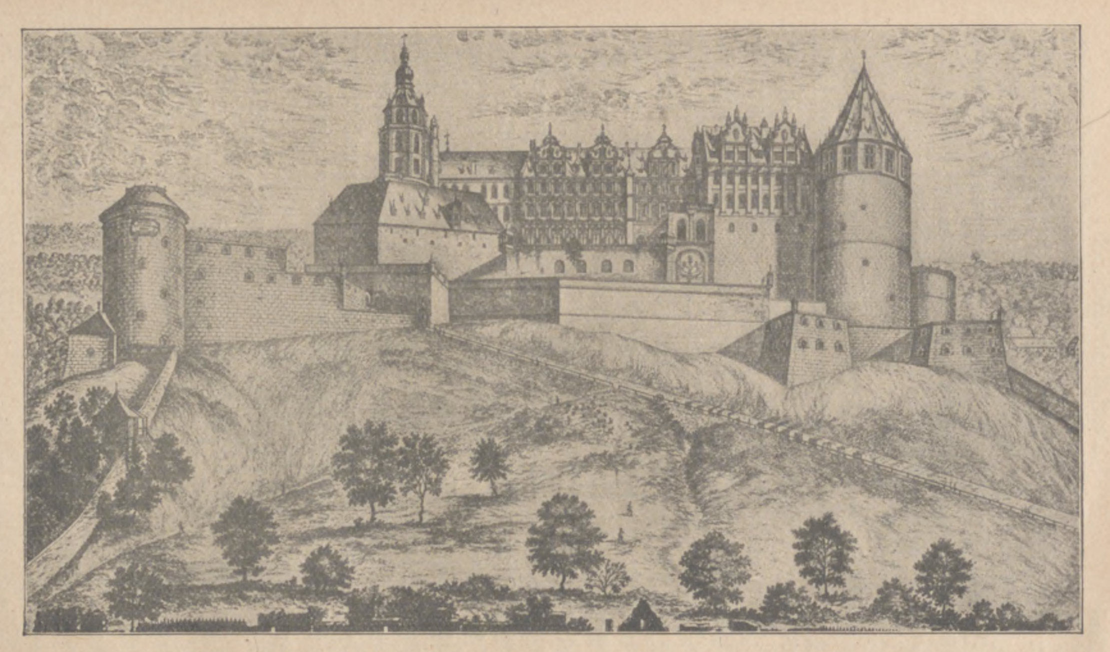
rechtigkeit!" Hinterher wurde Longwy „erworben" und im Pyrenäischen Frieden 1659 der Teil von Luxemburg, in dem Diedenhofen (Thionville), Damwiller, Montmedy (1657 eingenommen), Ipsch und Bouillon lagen. Auch Dünkirchen wurde französisch. Das Verdunois — ein schönes, fruchtbares Land an der Maas — bezog man schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in die „Abrundungspolitik" ein, denn es bot eine Art von Eingangspforte für Bar und Oberlothringen. Alles wurde aufgeboten, um dies schöne Land vom Reiche völlig abzutrennen. Dieses Gebiet grenzte östlich an das Elsaß, nördlich an Luxemburg und das triersche Land; nordöstlich an die Rheinprovinz; im Süden an die Freigrafschaft und südöstlich an das Sundgau im südlichen Elsaß. Nach mannigfachen politischen Ereignissen gelang es 1660, dieses ein Jahrhundert hindurch vielersehnte alte Reichsland Lothringen Frankreich einzuverleiben; nun war es im Besitze von Nanzig und Lüneville, der Meurthe oder Murth und oberen Mosel, Neufchateaus, des Lebertals und von St. Bilt, von Epinal, Reimersperg (Remiremont), Dieuze, Plombières, des Landes an der Saar, Forbach und Bar le Duc. Das ursprünglich lothringische Toul war bereits 1552 durch widerrechtliche Besetzuug „erworben" worden. Lothringen umfaßte die vier Departements Meuse, Moselle, Meurthe, Vosges; die Hauptstadt war Nancy, das deutsche Nanzig! Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert wurde dies Land entsetzlich heimgesucht und verheert.

Die Freigrafschaft Burgund — die Franche Comté — war Lehn des Deutschen

Reiches; dieses Gebiet kam im fünfzehnten Jahrhundert an Österreich. Kaiser Karl V. vereinigte beide Burgund mit den Niederlanden; es bildete einen Teil des Reiches, bis es 1668 und 1674 von Frankreich erobert und diesem im Frieden von Nymwegen zugesprochen wurde. So gingen hier dem Reiche verloren: Bisanz (Besançon), Salins, Pünterlin (Pontarlier), Lons le Saulnier und die übrigen Städte und Ämter dieser Landschaft am Doubs.

Diese Länder hatte Kaiser Maximilian I. 1512 als „Burgundischen Kreis des Römischen Reiches Deutscher Nation" erklärt. Kaiser Karl V. verfügte 1548 zu Augsburg für sich und seine Nachkommen: „Daß hinführo und zu ewigen Zeiten in der römischen Kaiser und Könige und des heiligen Reiches Schutz und Schirm, Verteidigung und Hilfe stehen sollten: die Herzogtümer: Lothringen, Brabant, Limburg und Lützelburg, Geldern; die Grafschaften: Flandern, Artois, Burgund, Hennegau, Holland, Seeland, Namur, Zütphen; die Markgrafschaft des Heiligen Römischen Reiches: Antwerpen (niederdeutsch: Antorff); die Herrschaften: Friesland, Oberyssel, Groningen, Valkenburg, Thalheim, Mecheln und Mastricht, mit allen ihnen mittelbar und unmittelbar zugehörigen und einverleibten geistlichen und weltlichen Fürstentümern, Prälaturen, Dignitäten, Grafschaften, Frei- und Herrschaften und derselben Vasallen, Untertanen und Verwandten."

Von all diesen Landen des ehemaligen Burgundischen Kreises hat Frank-



Nördliche Ansicht des Heidelberger Schlosses. Nach einem Kupferstich von J. Ulrich Kraus.

reich abgerissen und sich einverleibt ganz Lothringen bis auf eine kleine Grenzstrecke, Teile von Luxemburg und Flandern, Artois, die Freigrafschaft (Franche Comté), Teile von Namur und Hennegau.

Im Jahre 1640, nachdem vor Jahresfrist Elsaß unter das Joch der Franzosen gekommen war, schrieb ein höherer Offizier des Herzogs Bernhard von Weimar: „Was wird von uns in diesem und allen kommenden Jahrhunderten bei der Nachwelt und bei rechtschaffenen Deutschen gehalten werden, daß wir dem Vaterlande einen so gewaltsamen Nachbar auf den Hals setzen, der die uralte erworbene deutsche Freiheit äußerst in Gefahr bringt?" — „Wir haben das beste Kleinod verloren," sagt er und fährt fort: „Was leider genugsam am Tag ist, wird erfolgen — daß fremde Machthaber und Völker, nachdem sie uns Deutschen das Mark aus den Beinen gesogen, noch dazu über uns herrschen, die wir mit unserem eigenen Fleisch und Blut ihnen, verblendeter- und dummsinnigerweise wie arme Sklaven helfen, und das Reich unter sich teilen, die deutsche Freiheit zunichte machen und uns mit unerhörtem Spott das Joch der Knechtschaft aufbürden werden."

Was hier prophezeit ist, wurde unter Napoleon I. zur traurigen Wirklichkeit.

Richelieu glaubte in Herzog Bernhard ein gefügiges Werkzeug seiner Pläne gefunden zu haben; der ehrsüchtige Mann sollte ihm das Elsaß in die Hände spielen, und der Kardinal bot ihm seine Nichte zum Weibe an. Bernhard lehnte es ab; vorerst suchte er sich eine eigene Herrschaft zu sichern. Er wollte für sich Gebieter des El-

sasses sein und eine besondere Partei zwischen den Schweden und den Kaiserlichen bilden, dann die Ausländer vertreiben und hinterher eine Aussöhnung mit dem Kaiser suchen. In seinem Testament hatte er erklärt: Elsaß solle für alle Zeiten beim Deutschen Reiche bleiben. Er hatte nie französische Kriegsknechte ins Elsaß gelassen. Herzog Bernhard von Weimar starb an französischem Gift! Richelieu erkaufte nach des Herzogs Tode das von Bernhard eroberte Land von einem der Soldknechte des meuchlings Ermordeten.

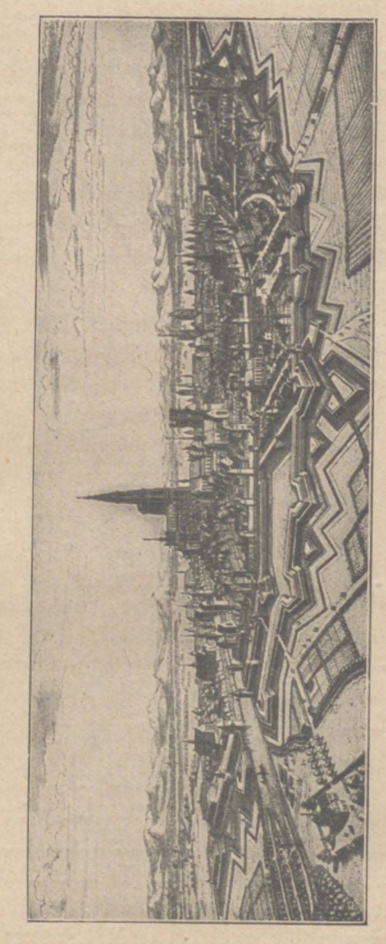
Der oben erwähnte weimarische Offizier beklagte es zur gleichen Zeit bitter, daß die Franzosen des verstorbenen Herzogs Erbschaft — das Land — eingeheimst hätten, das doch nur mit deutschen Waffen erworben worden sei. Er schrieb: „Breisach, um welches wir Deutsche mit Granaten, die Franzosen mit Dukaten, wir mit Musketen, sie mit goldenen Pistolen (Pistole: Name einer Goldmünze), wir mit Pferd und Infanterie, sie mit Furfanterie (Spitzbüberei) und beladenen Mauleseln, wir mit Feld-, sie mit Hofstücken, wir mit Blut, sie mit Gut, wir mit Kriegen, sie mit Trügen geworben; — was wir gewonnen mit Stürmen, haben wir verloren durch Schirmen. Der gallische Hahn ist im Korbe, sitzt auf fremden Eiern; er hat den Nutzen!"

Richelieu gewann sein Spiel! Durch Verrat und Meuchelmord kam Frankreich in Besitz auch dieser Teile des Elsasses. Damit begann im Lande zwischen Rhein und Vogesen die Herrschaft der Franzosen! In den Jahrzehnten des Dreißigjährigen Krieges wußte man überm Rhein seinen Teufelsweizen sehr wohl zum Blühen zu bringen; im Westfälischen Frieden von 1648 wurde den Franzosen der Besitz der Grafschaften Ober- und Niederelsaß durch den Erzherzog Leopold

bestätigt. Damals blieben noch bei Deutschland zehn Reichsstädte, darunter als bedeutendste: Straßburg, Hagenau, Schlettstadt, Kolmar, Weißenburg und Landau, sowie die Güter von siebenundvierzig reichsunmittelbaren Rittergeschlechtern und die Besitzungen, welche die Herzöge von Württemberg und von Lothringen im Lande ihr eigen nannten. Dieses Gebiet hatte bis zum Jahre 870 zum großen fränkischen Reiche gehört und war als Teil von Lothringen zu Deutschland gekommen; 916 kam es zu Schwaben — oder vielmehr zum Herzogtum Alemannien, zu dem es bis 1268 gehörte. Von da an war es unmittelbares Reichsland, ausgenommen die unter österreichischem Zepter stehenden Teile des Oberelsasses, die sogenannten „oberen Landschaften" und den Sundgau. Diese standen lange Zeit mit dem am rechten Rheinufer liegenden Breisgau unter gemeinsamer österreichischer Regierung, die ihren Sitz in Ensisheim hatte. Im Westfälischen Frieden 1648 entsagten Kaiser und Reich ihren Anrechten auf Breisach, Nieder- und Oberelsaß samt dem Sundgau, ferner der Reichsvogtei über die zehn Reichsstädte. Ludwig XIV. hatte sich ungehindert und ungestraft durch seine berüchtigten „Wiedervereinigungskammern" im Land angeeignet, was ihm beliebte; nachdem er widerrechtlich die Reichsstädte an sich gerissen, zwang er 1680 auch die Ritterschaft, deren Besitzungen bisher noch zum Deutschen Reiche gehört hatten, zur Unterwerfung. Mitten im Frieden raubte er 1681 Straßburg. Das schöne Land mit siebzig Städten und tausend Dörfern, das Hauptbollwerk des Reiches, das Elsaß, war dahin!

Mit Mord und Brand, Blut und Eisen, Betrug und Verrat war das alte deutsche Land „reuniiert" — wie

man damals sagte, ruiniert worden. Die grauenhaften Verwüstungen, welche die Franzosen im Elsaß auch dann anrichteten, als es schon ein Menschenalter in ihrem Besitz war und bevor Straßburg geraubt ward, sind durch Paul Konrad Balthasar Han in einem 1676 zu Nürnberg gedruckten Buch geschildert worden. Han schrieb: „Das übelgeplagte Elsaß hat in diesem nur dreijährigen Kriege durch kriegerische Exactiones, Verderbung, Verheerung und Verzehrung leider weit mehr ausstehen müssen, als im ganzen Dreißigjährigen Kriege dort nicht geschehen ist. Denn die schönsten und



Ansicht von Straßburg. Nach einem Kupferstich von Merian.

vornehmsten Städte, die sich von undenklichen Jahren her Reichsstädte gerühmt, sind zerrissen, entfestigt und zu Steinhauffen gemacht worden.“ Han klagt,

daß Frankreich als eine „grausame Stiefmutter das Elsaß tractieret“.... „Dieses edle Elsaß, dieses schöne und herrliche Land lieget nun leider jämmerlich, und seine Einwohner zu sehen ist kläglich.“ Frankreich habe „statt der Ruhe den verderblichen Krieg erwählet und die so teuer erworbene Reichs-Tranquilität trotzig zerstört; das Elsaß sei durch der Franzosen Waffengrimm auf das grausamlichste niedergetreten, verheeret und verödet worden“.

„Der arme Bauersmann hat alles lassen stehen,
Mußt' mit dem Bettelstab an andere Örter gehen,
Sein Gut ist fortgeraubt, sein Hof hinweggebrannt,
Sein Vieh ist durchgebracht, die Scheuern umgewandt.
Der edle Rebenstock tyrannisch ausgerissen,
Die Gärten und Gebäu verheeret und zerschmissen.
Und dieses ist das Dorf; der Städte schwere Not
Zeigt Jammer, Weh und Klag', Verzweiflung, Not und Tod.
Wo ist doch wohl erhört, daß selbst sein eigen Land
Ein Fürst hat umgekehrt, verstöret und verbrannt,
Als hier geschehen ist?“ ...

Es sah so übel aus im Lande, daß 1682 ein französischer Regierungsbefehl erging, wonach alle brachliegenden Ländereien innerhalb dreier Monate wieder instand zu setzen seien.

Die Vorschriften halfen nichts, denn der Bauer fürchtete, über kurz oder lang doch wieder von dem mühselig bestellten Boden vertrieben zu werden. Erst als fünf Jahre später bestimmt wurde, daß jeder, der wüsten Boden urbar machen würde, auch dessen Eigentümer bleiben und zwölf Jahre steuerfrei sein solle, erhielt der so fruchtbare Boden allenthalben wieder Anbauer.

So war nun die Schranke dahin, die Deutschland



Zerstörung des Klosters Hirsau unter Mélac.

bis zum Dreißigjährigen Kriege vor Frankreich geschützt hatte. Die Pfalz und das Land am rechten Ufer des Oberrheins lagen für den Erbfeind offen. Und von da

an begannen jene verruchten Raubkriege, die an Infamie und Barbarei beispiellos sind in der Geschichte aller abendländischen Völker. Der „allerchristlichste König" der Franzosen, Ludwig XIV., erklärte: an Frankreichs Grenze müsse „eine Wüste" geschaffen werden, um den Deutschen für immer die Lust zum Widerstand gegen seinen Willen zu nehmen! — Und er fand Menschen, die sein Gebot erfüllten. Die planmäßigen Mordbrennereien begannen, in deren Verlauf unzählige Städte und Dörfer vernichtet werden sollten. Worms, Mannheim und Speier wurden in Schutt und Asche gelegt; das gleiche Geschick ereilte Neustadt, Frankental, Alzey, Andernach, Kochheim, Oberwesel, Kreuznach, Ladenburg, Weinheim, Gernsheim, Heppenheim, Oppenheim, Durlach, Bruchsal, Rastatt, Baden, Pforzheim und Bretten. Dem zweiten Einfall fielen zum Opfer: Heidelberg, Hirsau, Calw, Neuenbürg, Knittlingen, Marbach, Vaihingen und viele andere Städte. Im ganzen wurden mehr als dreihundert Ortschaften verwüstet! Die Turenne, Vauban, Rochefort, Boufflers, Mélac und Duras waren würdige Vertreter der „großen Nation" und der hochgepriesenen französischen Zivilisation; gleich ihrem gesalbten König waren sie Briganten



Marschall Turenne.

der rohesten Art. — Volle sieben Jahre lang wurde die Verwüstung deutscher Gebiete planvoll fortgesetzt. Als sie zu Ende kam, lag weit und breit das oberdeutsche Land verödet. Bis ins Herz Deutschlands hatten die verbrecherischen Bandenführer mit ihren entmenschten Horden die Brandfackel der Vernichtung getragen. Vergewaltigung und Mord folgten ihren Wegen und was hinter ihnen noch unzerstört blieb, waren ausgesogene Gebiete; an den Bettelstab gebrachte Menschen irrten zu Tausenden verzweifelt auf und ab durch das Reich. Wie diese Kavaliere des „Sonnenkönigs" hausten, mag ein Beispiel zeigen. Marquis de Feuquières brachte 1688 aus Franken nach einer fünfunddreißigtägigen „Expedition" auf sechs vollgeladenen Geldwagen seinem König vier Millionen Livres, wovon er allein



Marschall Vauban.

zwölftausend als „Gratifikation" erhielt. Nach eigenem Bekenntnis, das er dem Kriegsminister Louvois ablegte, hatte er für sich hunderttausend Franken erpreßt. Und Louvois sagte anerkennend: „Ich wollte, es wäre mehr!" Daraus mag man auf die gesamten Erpressungen der bis zum gemeinen Soldaten miteinander wetteifernden Raubgesellen schließen. Alles, was Frankreich in jenem Jahrhundert der Ohnmacht erraffte, geschah auf Kosten Deutschlands. Die schönen Landschaften wurden wie ein gesundes Glied vom lebendigen Reichskörper abgeschnitten. Das Schlimmste aber war, daß durch diese Gewalttaten bewiesen wurde, die deutsche Nation habe ihren alten Vorrang in Europa verloren. Bisher hatten romanische und slawische Völker deutschen Herren gehorcht; jetzt zum ersten Male beugten deutsche Völker sich einem fremden Zwingherrn. Kaum hatte Frankreich uns das Elsaß entrissen, so nahm Rußland das deutsche Livland weg. Dieser Bund der Romanen und Slawen, der seit Eduard VII. von England gefördert wurde, um Deutschland zu vernichten, war schon einmal vorbereitet unter Ludwig XIV. und dem Zaren Peter I. Nur weil der eine das Elsaß vom Reiche abriß, konnte der andere Livland wegnehmen. Damit war der Verfall Deutschlands um ein Jahrhundert weiter gediehen. Frankreich herrschte nicht nur am Rhein, sondern auch an der Elbe, und der Russe riß nicht nur Livland, Kurland, Estland und fast ganz Polen an sich, er nahm auch Finnland. Hätte dieser Bund länger gedauert, so würde Deutschland nie wieder seine Selbständigkeit erlangt haben.

Schamlos wie die teuflischen Mißhandlungen seiner

Schergen waren die Begründungen Ludwigs XIV., als er die Rheinpfalz als Besitz für seinen Bruder Philipp von Orleans forderte, der die Schwester des 1680 gestorbenen Kurfürsten Karl Ludwig — die unglückliche, am französischen Hofe durch und durch deutsch gebliebene Liselotte—geheiratet hatte. Elisabeth Charlotte hatte sich von ihrer Verlobung an als Opferlamm gefühlt, das dem Wohl ihrer Heimat dargebracht wurde; jetzt mußte sie den namenlosen Schmerz erleben, daß dies Opfer ihres Glückes gegen alles Recht auch noch zum frevelhaft gebrauchten Vorwand wurde, ihr schönes Vaterland der gewollten und geplanten Vernichtung preiszugeben. Ihr brach fast das Herz, als die Banden Louvois' in der Pfalz als Mordbrenner hausten gegen das wehrlose Volk ihrer geliebten Heimat. Am 20. März 1689 schrieb die Ärmste, die man in Frankreich wie einen Feind überwachte: „Sollte man mir das leben darüber nehmen wollen, so kann ich doch nicht lassen zu beweinen, daß ich so zu sagen meines Vatterlandts untergang bin ... ja ich habe einen solchen abscheu vor alles, so man abgesprengt hatt, daß alle nacht, sobaldt ich ein wenig einschlaffe, deücht mir, ich sey zu Heydelberg oder zu Manheim undt sehe alle die verwüstung, undt dann fahr ich im schlaff auff und kan nicht wider einschlaffen, denn kompt mir in sinn, wie alles zu meiner zeit war, in welchem standt es nun ist, denn kan ich mich des weinens nicht enthalten; was mich noch schmerzlicher ist, ist, daß der König just gewahrtet hatt, umb alles ins letzte ellendt zu bringen, biss ich vor Heydelberg und Manheim gebeten, undt noch dazu nimbt man mir übel, daß ich betrübt darüber bin, aber ich kans warlich nicht lassen." Nicht ohne bittere Tränen zu weinen, hörte sie erzählen, daß „die armen

leutte zu Manheim sich alle wider in ihre Keller reterirt haben und darinnen wohnen als wie in heussern".

Es gab eine Zeit, da man Ludwig XIV. von Frankreich und Louvois von ihren fluchwürdigen Verbrechen reinzuwaschen suchte; es ist indes erwiesen, daß beiden ihre Henkersknechte nicht einmal grausam genug wüteten!

Louvois,
französischer Kriegsminister.

Im Herbst 1688 erfolgte der räuberische Einbruch in aller Heimlichkeit; noch vor der Kriegserklärung vom 24. September drangen die französischen Truppen in zwei Heerhaufen über Philippsburg in die Kurpfalz ein. Ein offenkundiger Friedensbruch lag vor, denn der Waffenstillstand des Jahres 1684 bestand noch zu Recht! Die französischen Führer fielen mit dem berüchtigten Befehl ins Land: „de brûler le Palatinat". Eine Wüste an der Ostgrenze Frankreichs sollte geschaffen werden; grauenvolle Vernichtung wurde überall ins Werk gesetzt, um auf beiden Ufern des Rheins die Pfalz in eine menschenleere Einöde zu verwandeln. Weit und breit sollte kein feindliches Heer einen Stützpunkt, weder Quartiere noch irgendwelche Verpflegungsmittel mehr finden. Die Generale Montclar und Mélac drangen in das Herzogtum Württemberg ein und be=

setzten und brandschatzten Heilbronn und Tübingen. Mélac suchte die Reichsstadt Eßlingen heim und zog anfangs Dezember vor Schorndorf. Mannheim war am 4. Oktober völlig eingeäschert worden. Schrecklich und ohne jedes menschliche Erbarmen hausten die Banden der „glorreichen großen Nation" in Württemberg; am 27. November, nachdem Marbach förmlich geplündert worden war, zogen sie nach Cannstatt, das sich vorerst noch mit zweitausend Gulden „nebst einer Verehrung vor jeden Offizier" löste. Die umliegende offene Landschaft wurde gebrandschatzt, ehe Mélac am 29. November den Marsch nach Eßlingen begann. Heilbronn erlebte schwere Tage; was die Bürger noch an Vorräten besaßen, mußten sie auf die Gassen schleppen und mit eigener Hand dem Feuer zur Vernichtung übergeben. Das Heumagazin in der Barfüßerkirche wurde in Brand gesteckt. Als die Franzosen das Dach der Kirche einstürzen sahen, machten sie sich davon, steckten aber beim Abzug aus den Toren noch sechsunddreißig Minen an, die längst vorher gelegt worden waren. Zum Glück gingen



Deutsche Denkmünze an den Friedensbruch von 1688 und die Verwüstung der Pfalz.

nur einige los, und der eilige Abgang der Banden, die vor den heranziehenden Sachsen wichen, bewahrte die Stadt davor, völlig in Schutt und Asche zu sinken gleich so vielen anderen. Auch die Festung Hohenasperg mußte sich am 13. Dezember ergeben. Aus Cannstatt wichen die Mordbrenner nicht eher, als die Einwohner bis „auf den Grund verderbt waren". Eine meisterlose, verwilderte Soldatenbande hauste dort unbändig und ungehemmt. Bei den ärmsten Bürgern stieg die Einquartierung von fünf auf acht Mann, von acht auf zehn und noch höher. In der Vorstadt Pliensau, der man die ganze Reiterei aufgehalst, lagen in jeder Haushaltung zehn bis fünfzehn Mann, welche die Pferde im Hausflur, in den Werkstätten und in den Kellern einstellten; mitunter zerrten sie die Pferde auf die Böden unterm Dach. Mélac erpreßte allein für seine Person fünftausendeinhundert Gulden! Nach wenigen Tagen war Cannstatt rein ausgeplündert, und die verbrecherischen Vergewaltigungen steigerten sich ins bestialische. Einzelne Bürger wurden aufgehängt, und erst, als sie „erschwarzten" und zu ersticken begannen, schnitt man sie wieder ab, um das Letzte von ihnen zu erpressen. Mélac hatte geschworen, für seinen König „gegen Gott und den Teufel zu fechten", und er war Unmensch genug, um Wort zu halten. Er erschien mit seinen gefürchteten großen Bluthunden, die jedermann anfallen und niederreißen durften, in einzelnen Häusern, um seinen Willen bis zum Letzten durchzusetzen; einem Bürger, der ihm auf dem Steuerhause zuschaute, als er ein Verpflegungsreglement schrieb, „stieß er aus Zorn die Feder in die Wange".

Am übelsten erging es den Kaufleuten und Handwerkern. Bei hoher Strafe befahl ihnen die Komman-

dantschaft, die Läden zu öffnen. Kaum war das geschehen, so nahmen ihnen die Offiziere die Waren unbezahlt oder zu willkürlichen Preisen weg, und die Soldaten raubten und plünderten den Rest. Mélac ließ alles geschehen.

Tübingen verdankte dem vielgewandten Johann Osiander, daß es weniger empfindlich gebrandschatzt wurde; die Stadt kam nur mit dem Schrecken und dreißigtausend Gulden „Kontributionsgeldern" und weiteren zweitausendvierhundert Talern Brandschatzungsgeldern davon. Minen, die gelegt worden waren, um das Schloß in die Luft zu sprengen, versagten; auch die durch Minen unterwühlten Stadtmauern gingen nur teilweise zugrunde. Das Zeughaus wurde zerstört.



Mélac, im Hintergrund das brennende Heidelberger Schloß.

Als sich das Unheil über Schorndorf zusammenzog

und die Stadtväter den Mut verloren, die Stadt zu halten, raffte sich eine Frau, die Bürgermeisterin Künkelin, samt ihrer Freundin, der Hirschwirtin Katzenstein, zu einem heroischen Entschluß auf. Die beiden hielten Kriegsrat, und bald rüsteten sich die Weiber Schorndorfs mit „Ofen-, Heu- und Mistgabeln, Bratspießen, Hackmessern, Besenstielen und mit allerlei Kuchel- und Stallgewaffen, Partisanen und Hellebarden". Entschlossen besetzten sie das Rathaus. Die Bürgermeisterin „drohete ihrem Mann, ihn mit eigener Hand totzuschlagen. Zugleich gab sie ihm zu wissen, das gleiche auch den übrigen Ratsherren im Namen ihrer Weiber anzukündigen. ‚Alle Verräter,' schrie sie, und wies auf die vor dem Rathaus Versammelten, ‚werden von ihren eigenen Weibern totgeschlagen'". Zwei Tage und drei Nächte blieb die Stadt und das Rathaus von den Weibern besetzt. Dort schwebten die Männer in steter Gefahr, entweder von den Frauen erschlagen zu werden oder Hungers zu sterben. So kam es nicht zum Beschluß der Übergabe der Stadt. Der Chronist Hahn sagt: „Haben also die Weiber, weilen den Männern verboten gewesen, wider Frankreich sich zu wehren, den ersten Anfang und Aufstand gemacht, und sind also die stolze französische Kriegswellen durch Weibercourage, zu ihrem ewigen Ruhmgedächtnis, der hochmütigen Reutter aber ewigem Spott, niedergelegt worden."

Auch in Göppingen widersetzten sich die Frauen mit „Waffengewalt" dem französischen Kommissär. Sattler, der über diese Weibervolksbewegung berichtet, schrieb, der Franzose sei zu Göppingen „überweibet" worden.

In jenen Tagen sollte auch Stuttgart die brutale Hand der Feinde fühlen: „Die Soldateska hat gleich-

balden zu exorbitiren angefangen, sich in die Häuser hin und wieder gemacht, mit Gewalt Kisten und Kästen erbrochen, solche geplündert, und wo sie kein Geld angetroffen, dasselbe den Leuten unter Bedrohung des Mordens, Henkens, Erschießens, Sengens und Brennens, auch mit wirklicher Umwerfung der Stricke um die Hälse und Drosselung, bis die Leute schwarz worden und ihnen der Schaum vor dem Mund gestanden, Geld abgenötigt, darüber viele um alles gekommen und zu Bettlern auf all ihr Leben geworden." Die Landeshauptstadt stand vor dem Schicksal der Vernichtung. Fünfhundert Mann von Mélacs „Höllenhunden" rückten in Cannstatt ein: „Feuer-Kleider und Pech-Kränze an und umb sich tragend und in allem wie die scheußlichsten Furien und lebendige Teufel aussehend.... Und war nunmehro alles Bitten und Lamentiren umbsonst und vergebenß." Die Festungswerke wurden zum Teil gesprengt und in der Nacht ging das Zeughaus in Flammen auf. Kniefällig wurde bei Pinconnel das Feuer, womit Mélac drohte, abgebeten und die dafür angesetzte Brandschatzungssumme von dreißigtausend Gulden auf die Hälfte herabgebracht. Auch hier erwies sich Osianders Vermittlung erfolgreich. Man durfte auf Entsatz hoffen, und die Franzosen beeilten sich abzuziehen. Grauenvoll wüteten sie noch in der letzten Nacht: „Es läßt sich nicht sagen, was vor ein Plündern, Pein, Quälen und Plagen um das Geld mit Setzung von Degen, Pistolen, Karabinern vor der Leute Brust und Leib gewesen, und was dergleichen weltbekannte Grausamkeiten mehr sind, so von den Franzosen verübt worden." Die Mißhandelten konnten wieder Atem schöpfen. Hermann Kurz sagt: „Die von vielen Fußfällen wundgeriebenen Knie begannen zu heilen; die durch Plünde-

rung an den Bettelstab gebrachten Einwohner durften bei den nicht völlig ausgesogenen und zugrunde gerichteten Bürgern ihr Almosen suchen!" Der Marquis de Feuquières hatte von Heilbronn aus 2061216 Franken für den „allerchristlichsten König" erpreßt.

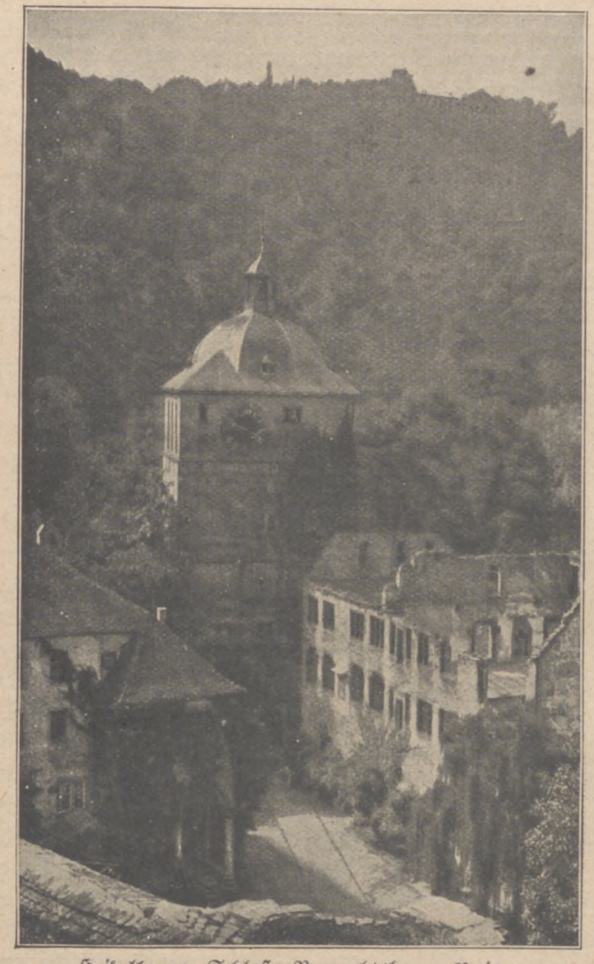
Am 22. Oktober 1689 forderte der französische Generalquartiermeister de Chamlay persönlich Heidelberg zur Übergabe auf. Zwei Tage danach wurde die Kapitulation vollzogen. Stadt, Schloß und Hochschule wurden gegen jede Vergewaltigung gesichert. Die Verpflegung der fremden Soldateska war bis ins einzelne gehend festgesetzt und die zuvor geforderten Kontributionsgelder zurückgenommen worden. Marschall Duras verbürgte sich dafür mit Brief und Siegel und nach ihm noch mündlich der Thronfolger Frankreichs. Wortbruch galt nach der Sitte jener Mordbrenner als stillschweigende Voraussetzung. Zunächst suchten Offiziere und Soldaten zu erpressen, was ihnen nicht zukam, und endlich forderte man vierzigtausend Livres als — Brandschatzungsgeld. Da schickten die Bedrängten heimlich den Wirt zum „König von Portugal", Weingart, nach Paris; er sollte bei Liselotte zu erreichen suchen, daß Ludwig XIV. Gerechtigkeit üben solle. Als der Gouverneur das erfuhr, verlangte er für die Truppen täglich dreihundertvierzig Gulden, sonst stehe unnachsichtliche Exekution und Plünderung bevor. Der damit beauftragte Major erklärte, er wolle dabei „den Teufel selber spielen". Mélac äußerte sich, er werde zehn Meilen um die Stadt her alles kahl machen; kein Schweinestall solle mehr stehen bleiben. Handschuchsheim und ein Teil von Dossenheim und Neuenheim gingen alsbald in Flammen auf. „Viele Einwohner kamen dabei elendiglich ums



Blick in den Hof des zerstörten Schlosses zu Heidelberg.

Leben, die anderen mußten sich in die Wälder flüchten, wo sie vor Hunger und Kälte beinahe verkamen." Gleiches Schicksal ereilte die zehn besten Dörfer des Oberamtes: Rohrbach, Leinen, Nußbach, Wiesloch, Kirchheim, Bruckhausen, Eppelheim, Wieblingen, Edingen und Neckarhausen. Siebenhundert Gebäude lagen in Schutt und Asche. Als Herr v. Stein sich darüber beklagte, bedauerte Mélac, daß es nicht zehntausend seien. In Neuenheim lagen zweiundfünfzig Leichen ortsangesessener Einwohner tagelang unbeerdigt auf den Straßen. Das geplünderte Eigentum der Unglücklichen wurde in Heidelberg öffentlich feilgeboten. Was nicht mitgenommen werden konnte, wurde auf der Straße verbrannt. Mélac sagte: „Wenn der Kurfürst das Land einnehmen will, so werde ich ihm mit der Fackel dazu leuchten!"

Auch mit den Vorbereitungen zur Zerstörung der Stadt wurde begonnen. Am 16. Januar 1689 kam ein Minierertrupp nach Heidelberg, und am darauffolgenden Montag begannen sie den dicken Turm, den Karlsturm, das Rondell im Stückgarten und die Sternschanze zur Sprengung zu unterwühlen. Die Zahl der Minierer erhöhte sich rasch auf zweihundert Mann; die Schloßmauern, die Neckarbrücke, die Stadtmauern, der Turm über dem Speyerer Tor und die daneben gelegenen Bastionen wurden unterminiert. Inzwischen wurde das Schloß ausgeraubt; die daraus verschleppten Gegenstände wurden von der pfälzischen Regierung auf hunderttausend Gulden gewertet. Unerhörte Schandtaten geschahen in dieser Zeit. Johann Peter Kayser berichtet: „Leute, die durch die Flucht in den Wald sich zu retten gesucht, seynd todt geschossen worden; Frauen haben sie mit dem Bajonet erstochen und den Leib aufgerissen.



Heidelberger Schloß: Ruprechtsbau. Ruine.

Viele mußten unter dem freyen Himmel im Schnee verbleiben; etliche Weiber sind ganz nackt ausgezogen

worden. . . . Alte Männer von fünfzig, sechzig bis achtzig Jahren, welche ihre Gedanken mehr auf das Grab, als Gewehr gehabt, worunter auch zwei Bettler, so ihr Brod vor den Thüren gesucht, haben sie erschossen. Einen anderen von siebzig Jahren haben sie ganz nackend ausgezogen, hernach auf den Kopff gestellt, bey den Beinen genommen, und also mit dem Kopff gegen den Boden gestauchet. Die in dem Waysen-Hauß befindlichen Kinder haben sich hin und wieder in alten Kellern zu salviren gesucht, und darinnen biß gegen die Nacht heimlich aufgehalten, nachgehends aber, als von den Frantzosen alle Löcher mit Fackeln durchsucht worden, haben sie sich nächtlicher Weile in den Wald retirirt, allda mit Schnee gelabt, bis an den dritten Tag zubringen müssen, bis sie endlich das Städtlein Schönau erreichet." Den Fliehenden wurde noch nachgeschossen, so daß sie „durch Angst, Schrecken und Kälte in ein erbärmlichen Zustand geraten". Im Waisenhaus wurden die Kleider und Lebensmittel geraubt, „die Federn aus den Betten gethan, das vorhandene Mehl darunter gestreuet, Milch darüber geschüttet, und also zu Brei mit Füßen getretten. . . . Einigen schon Ertödteten haben die Frantzosen noch viele Stich gegeben, auch theils Nasen und Ohren abgeschnitten, wovon sie noch eine Anzahl Ohren nach Heydelberg gebracht, und sich damit lustig gemacht haben". Das waren die Heldentaten der Raubmörder in Handschuchsheim und der Umgegend!

Weiter berichtend schrieb Kayser: „In der Stadt selbsten plagten die einquartirte Frantzosen die Bürgerschaft aufs härteste, so daß auch zuvor wohlhabende Leute dermaßen ausgesogen wurden, daß sie betteln und vor den Thüren so viel sammeln musten, damit sie ihren Plaggeistern etwas aufzustellen hatten, und konnten



Zerstörung und Plünderung Heidelbergs.
Nach einer Zeichnung von Wilhelm Dietz.

doch nirgend mehr so viel bekommen, als zu ihrem Übermuth und Verschwendung wäre nöthig gewesen, indem sie fast täglich so viel brauchten, als man sonsten kaum in einem Monath zur Nothdurfft verzehren konnte."

Das Herannahen größerer Massen deutscher Truppen drängte zur Eile. Am 2. März früh um sechs Uhr

begann die Zerstörung. Die Befestigungstürme des Schlosses und die Neckarbrücke wurden gesprengt, die Gemächer im Schlosse in Brand gesteckt und mehrere Hauptgebäude und einzelne Häuserreihen der Stadt eingeäschert. Als in der höchsten Verzweiflung der Bürgermeister sich dem General Grafen Tessé zu Füßen warf und um Schonung der Stadt bat, erhielt er den Bescheid: „Es wäre ihm zwar dieses Unglück leid, aber er müsse des Königs scharfen Befehl ausrichten." Wie Kayser schrieb, befand sich General Mélac unter den Zuschauern des Zerstörungswerkes. „Er sah den Brand des Rathauses mit größter Freude und mit Lachen an." Als der Giebel des Hauses auf den Marktplatz stürzte, ritt Mélac weiter, um persönlich Rache an Weingart, dem Wirt vom „König von Portugal", zu nehmen. Als das Eigentum des braven Mannes zum Teil in Flammen stand, ritt er mit den Worten weg: „Das ist seine Recompens für die Commission nach Paris!" Das Vorderhaus Weingarts konnte gerettet werden.



Medaille: Ludwig XIV. als Sonnenkönig.

In den letzten Stunden vor dem endgültigen Abzug wurde den verzweifelnden Bürgern das Letzte an Hab und Gut abgepreßt. In den Häusern, die der Einäscherung entgingen, war „alles ruiniret, die Bürger elendiglich geschlagen, die Fenster eingeworffen, die Öfen zerschmissen und unzähliges Geld abgedrückt, wie

auch alles ausgeraubt, die Gips=Arbeit an Wänden und Decken und Tapezereyen ganz verdorben". Die „allerchristlichste Majestät", der „glorreiche Sonnenkönig" war unzufrieden mit der verbrecherischen Wirksamkeit seiner Bandenführer, denn Schloß und Stadt waren nicht dem Boden gleichgemacht worden, wie er es befohlen! General Tessé erklärte in einem zweiten Bericht: beim Auszug der Truppen sei ganz Heidelberg in Flammen gestanden. Um eine so große Stadt völlig dem Boden gleich zu machen, wäre nötig gewesen, vorher die Einwohner hinauszutreiben; dadurch wäre Zeitverlust entstanden und unliebsames Aufsehen erregt worden.



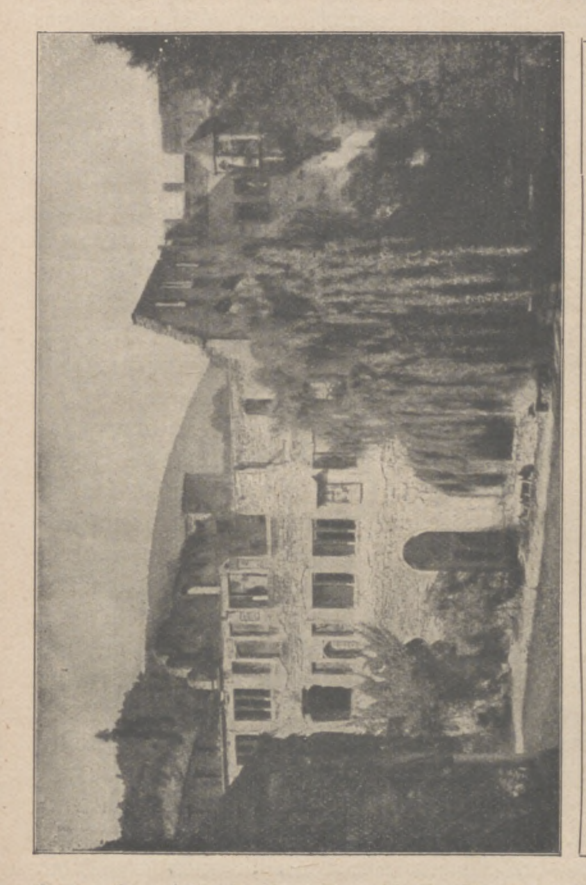
Der gesprengte Turm.

Die Banden Mélacs waren aus dem schwer heimgesuchten Heidelberg abgezogen, aber der Kriegszustand in der verwüsteten Pfalz nahm kein Ende. Räuberische Überfälle und Plünderungszüge französischer Truppen ließen die Bevölkerung nicht zur Ruhe kommen. Aber=

mals überschritten am 17. Mai 1693 bei Philippsburg unter Marschall de Lorges vierzig- bis fünfzigtausend Mann den Rhein, überfluteten das Land und drangen auf Heidelberg, um der Stadt ihr endgültiges Schicksal zu bereiten. Der königliche Befehl sollte erfüllt werden. Kayser zeichnete auf: „Hierzu ware der May-Monath bestimmet, in welchem man sich sonsten allerhand Freude pflegte zu bedienen, aber in diesem Freuden- und Wonne-Monath sollte die Hertzenslust in Hertzenleid, die Wonne in Weinen und einen Jammerstand verkehret werden."

Die damalige Verteidigung der Stadt unter dem Kaiserlichen Feldmarschalleutnant Georg Eberhardt von Heidersdorf nötigt zu dem Bekenntnis, daß sie in schlechten, ja gewissenlosen Händen lag. Heidersdorf übergab die feste Stadt samt dem Schloß auf eine ebenso unglaubliche als verächtliche und nichtswürdige Art dem Feinde. Das Schicksal der Stadt war über alle Beschreibung entsetzlich. Kaum waren die Franzosen eingedrungen, so begannen sie nach Kaysers Worten: „mit Sengen, Brennen, Mißhandlung der Frauen und Jungfrauen und Morden. Die Bürger, die nicht mehr ins Schloß kamen, wurden jämmerlich niedergehauen, gestoßen, geprügelt, nacket ausgezogen, oder sonsten grausamlich mißhandelt; die Stadt von fünff Regimentern geplündert und hernach angesteckt. Was sie noch von Bürgers-Leuten und Einwohnern auf den Gassen und in den Häusern antraffen, trieben sie in die Heilig Geist-Kirche, so daß sich kein Mensch mehr drinnen regen können, welche der Feind auch noch geplündert, und an dieser heiligen Stätte noch andere Bosheiten und Gottlosigkeiten verübt, und hierauf den Thurm und die Kirch über ihrem Kopf angezündet, welches ein solch Schreyen und Heulen unter diesen elenden

Leuten erweckt, daß sich ein Stein darüber hätte mögen erbarmen. Doch konnte dies Jammer=Geschrey die



In den Ruinen des Heidelberger Schlosses.

Frantzosen nicht eher bewegen, bis der Thurm bald über einen Hauffen fallen wollen, die Kirche in heller Flamme gestanden und die Glocken zu schmelzen anfiengen. Da

wurden diese arme Leute endlich heraußgelassen und ins Capuciner-Closter und Garten getrieben, woselbst sie der Feind jämmerlich tractirt, nochmahls geplündert, etliche Kinder und Weiber todt gedruckt. Unter solchen gottlosen Thaten ist die gantze Stadt nach und nach durch die wütende Feuers-Flammen völlig verzehret und in Asche gelegt worden. — Nun war nichts mehr übrig, als alleine das Schloß. . . ." Dort befanden sich außer der Besatzung gegen fünftausend Flüchtlinge, die mit den Soldaten der Festung abzogen und nach allen Winden entflohen. Die in der Stadt gefangenen Heidelberger trieben die Franzosen wie eine Viehherde nach Philippsburg, wo sie sich gegen den Willen der Franzosen zerstreuten, um in Mainz, Frankfurt und Hanau Aufnahme zu finden, denn die Heimatstadt lag nun völlig in Schutt und Asche. In der Nacht vor dem Abzug am 23. Mai „verkrochen sich manche in die Hecken, oder mußten sich sonst einen Aufenthalt suchen; auch viel arme Leut und Kinder blieben auf dem Feld liegen und verstarben jämmerlich. Die davon übrig geblieben, mußten ihr Vatterland, Hab und Güter mit dem Rücken ansehen, auch theils Männer ihre Weiber, Weiber ihre Männer, auch Kinder hinterlassen und ins äußerste Elend nacket und trostlos wandern". Nur ein paar Häuser, darunter das Haus zum „Ritter" und Scheunen in der Vorstadt nebst dem Kapuzinerkloster und ein Teil der Wohnungen auf dem Berge waren durch Zufall den alles verheerenden Flammen entgangen.

Von den Kirchen waren die Peterskirche und die Jakobskirche ziemlich unbeschädigt geblieben. Wälle und Mauern sanken, die festen Türme stürzten, die Brunnen wurden verderbt, die Gewölbe der Keller

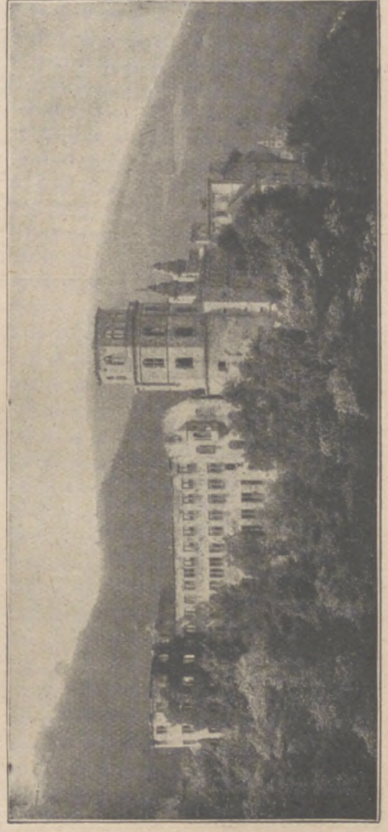


Das der Zerstörung entgangene Gasthaus zum „Ritter“
in Heidelberg.

gesprengt. Selbst die Ruhestätte der Toten, auch Barbaren sonst heilig, wurde aufgewühlt. Aus dem Chor der Stiftskirche und dem Franziskanerkloster zerrten die entmenschten Banden die Gebeine der Fürsten und warfen sie auf die Straße. Es wiederholten sich schauderhafte Schandtaten, wie sie in Speier geschahen. Dort spielten die Franzosen mit den aus den Grüften geholten Gebeinen und Köpfen der alten deutschen Kaiser auf offener Straße Kegel. Als die französischen Mordbrenner, unter denen auch diesmal Mélac gewesen war, mit ihren vertierten Banden Ende Mai abzogen, blieben vierhundert Mann zurück, um die Vernichtung des Schlosses zu vollenden. Bis gegen Ende September währte der Vandalismus, der erst ein Ende nahm, als Markgraf Ludwig Wilhelm von Heilbronn aus diesen Rest der Franzosen verjagte.

Am Schlusse seiner erschütternden Aufzeichnungen schrieb Kayser: „Ob nun wohl alles verheeret und verstöhret ware, so triebe doch die Liebe zum Vatterland und zur Heimath einige vertriebene Einwohner von Heydelberg an, daß sie sich wiederum dahin begaben, und sich in den Kellern und Gewölben, so noch geblieben, aufhielten, um ihre Nahrung anzufangen. Als aber der Frantzösische Intendant zu Straßburg, la Grange, solches erfahren, ließ er ihnen wissen, innerhalb vierundzwanzig Stunden den Ort zu räumen oder fünfzehntausend Gulden Contribution zu erlegen. Ungeachtet sie nun ihr Unvermögen bekannten, bekamen sie darauf zur Antwort, es wäre Ordre vom Hof, und wann sie sich nicht im Stande fänden, solche Summe zu erlegen, sollte das Überbliebene gar verwüstet, und Heydelberg so unbewohnt gemachet werden, als mit Mannheim

geschehen. Worauf zu Anfang des Februarii 1694 etliche Truppen aus Philippsburg anlangten, welche alles, so die Leute hatten, hinweg nahmen, sie übel mißhandelten, und darauf, was noch an Kellern, Gewölben und was sonst noch an Gebäuden übrig war, vollends verwüsteten, wobey auch das Capuciner-Closter biß auf die Helffte niedergerissen worden."



Schloßruine zu Heidelberg.

Frankreichs „glorreiche Heldentaten" konnten auf einem neuen Schandblatt verzeichnet werden. Während viele tausend Menschen verarmt, geschändet und verzweifelt das Land hilflos durchirrten und längs des ganzen Oberrheins Himmel und Erde von Brand und Blut gerötet dampften, ließ Ludwig XIV. die ebenso feige als grausame Verwüstung der Stadt, die nach seinem Willen nie wieder aufgebaut werden sollte, mit Freuden-

festen feiern. In Notredame wurde am 3. Juni 1693 ein Tedeum gesungen! Im Kreise geistlicher Würdenträger und frömmelnder Mätressen dankte der allerchristlichste König der Franzosen, die Voltaire später eine Kreuzung zwischen Tiger und Affe genannt hat, Gott für den Segen der Waffen. Das unschuldige Land am Rhein lag verwüstet, verblutet und verelendet unter diesem „Segen". Ludwig XIV. ließ diese Großtat durch Denkmünzen verewigen; auf einem dieser Schmachzeichen, das sein Bildnis zeigt, prangt das Bekenntnis: „Rex dixit et factum est" — „Der König sprach, und es geschah also". Auf einer anderen Gedächtnismünze stehen um des Königs Kopf angeordnet die prahlerischen Worte: „Ludovicus Magnus Rex Christianissimus"; auf der Kehrseite ist Heidelberg als bekümmerte Frauengestalt, auf Trümmern sitzend, dargestellt; die Mauerkrone — das Zeichen der Stadt — liegt zu ihren Füßen. Ihr gegenüber sieht man die erschreckt von ihr abgekehrte Flußgottheit des Neckar; in der Ferne die brennende Stadt mit der Umschrift: „Heidelberga deleta". Aber auch auf die frevelhafte



Französische Denkmünze aus dem Jahre 1693.

Entweihung der kurfürstlichen Gruft wurde in Frankreich 1693 eine Denkmünze geprägt!

Liselotte, deren Herz zeitlebens treu an der Heimat hing, freute sich in tiefster Seele, als Heidelberg langsam wieder aufzublühen begann. Im Januar 1708 erfuhr sie zu ihrer großen Freude: „daß das gutte ehrliche Heydelberg wider so woll gebauet ist. Gott wolle es ferner vor Unglück bewahren! Seydt Monsieur de Louvois todt ist, brennt und sengt man nicht mehr wie zu seiner Zeit; hoffe also, daß es nie mehr wird gebrennt werden".

Um 1840 schrieb Viktor Hugo in seinen „Briefen vom Rhein": „Der Pfälzer Krieg ist ein Schandfleck nicht nur auf dem Namen Turenne. Ein Jahrtausend wird vergehen müssen, bis Deutschland die ihm widerfahrene Schmach vergessen hat."

Wir sind keine Franzosen, die ewig um Rache schnauben und vergessen nur zu leicht. Um den Besitz des uns entrissenen alten Reichslandes, das seit 1870 uns wieder gehört, brach Frankreich mit einer Welt von Feinden abermals gegen uns los. Auch diesmal erlebt Frankreich die Schrecken des Krieges im eigenen Lande und erleidet für alte Verbrechen grausige Sühne. Was seit den Augusttagen des Jahres 1914 geschehen ist, predigt mit tausend Zungen die Wahrheit des Wortes: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht."



Die letzte Liebe der Marie Hoppe

Erzählung aus der Lütticher „Hölle" von Nanny Lambrecht

Ein paar ältere Leute wissen noch davon. Aber die Bank am Ufer der Maas, dort, wo sie an der lärmenden Holzsägmühle die kurze Einbuchtung machte, steht längst nicht mehr; die Bank, wo die alte Marie Hoppe in der Mittagsonne sanft entschlief. Und sie war damals noch schön in ihrem schlohweißen Haar. Auch das wissen ältere Leute noch genau, wie schön sie einmal war, die Marie Hoppe aus dem „Goldenen Hering"!

Sie lächelte jeden an, der in ihres Vaters Lädchen eintrat, ganz gleich, ob er Tapeten oder Krawatten, Schmalz oder Ansichtskarten, Malzzucker oder Schmierseife kaufte. Und sie achtete immer darauf, daß ihre Hände nicht nach Petroleum und Käse rochen; besonders an Samstagabenden, wenn der hübsche Bergmann Viktor Halin hereinkam, die Hände tief in den weiten Hosentaschen und sich mit düster brennenden Augen vor die Theke stellte, um seine Zigarren für den Sonntag einzukaufen. Breit und verwegen stand er da, verlangende Blicke kühn auf die verwirrte Marie Hoppe gerichtet.

Der alte Hering — so nannten sie Maries Vater im Bergmannsviertel — sollte nur kommen und ihn rauswerfen, wie er oft gedroht, freilich hinter seinem Rücken, denn wer möchte so was dem Viktor Halin ins Gesicht sagen. Auch der alte Hering nicht. Aber wenn Viktor Halin glaubte, daß er nur so in das Geschäft hineinheiraten könne, da irrte er sich. In seiner „Ziege Namen" schwor es der alte Hering, der nicht fluchen wollte, wie dieser Viktor Halin.

Dreißig Jahre lang hatte er im Schweiß seines Angesichts in der Glasbläserei gearbeitet, ohne einen Tag

auszusetzen. Und diese wilden Kerle aus Zeche „Mars" warfen die Arbeit wie einen Zigarrenstummel hin. Und Mord und Totschlag gab's, wenn sie feierten. Verrufen war die ganze Gegend. Die „Hölle" nannte man sie fünf Meilen in der Runde. Wie Teufel stiegen sie aus ihren Schächten. Keiner wagte ein Wort gegen sie, nur er, der Alte aus dem Hering. Und wie man nicht gegen den Viktor Halin anzugehen wagte, so auch nicht gegen den alten ehrlichen Hering.

Einmal sagt der wilde Viktor der schönen Marie Hoppe ins Gesicht: „Wenn er nicht dein Vater wär' ..." Er hält inne.

Ihre Augen weiten sich: „Was dann?" fragt sie und muß ihre Stimme frei husten. Er weicht ihrem Blick aus, nimmt eine Zigarre aus dem Tütchen, beißt die Spitze ab, murrt zwischen den Zähnen heraus: „Sei ruhig, solang man weiß, daß du mich mal nimmst, geschieht ihm nichts."

Sie funkelt ihn an: „O lala, das klingt, als könnte man mich zwingen."

„Ich kann warten."

„Warten? Worauf und wie lang?"

„Bis die Maas rückwärts fließt."

„Mach keine dummen Witze."

„Oder bis dein Alter nachgibt."

„Darüber kannst du grau werden."

„Du auch."

„Wer weiß ..."

Seine Augen lodern; doch sagt er ruhig: „Alte Leute brauchen ja nicht ewig zu leben."

Sie zuckt zusammen: „Willst du damit sagen ..."

„He, was?"

„... daß sie ihm aufpassen?"

„Wenn er weiter so gegen die freien Arbeiter schimpft ...“

Sie weint fast vor zorniger Erregung: „Hast du nicht immer gesagt, daß sie sich hüten werden, weil sie wissen, daß du ... daß ich ...“ Sie stockt, nestelt an ihrem Haar.

Er sieht sie starr an: „Daß du und ich längst zusammengekommen wären, wenn der alte Hering mal aufhört ‚nein‘ zu sagen.“

Da bricht sie fassungslos weinend über der Theke zusammen. Er sieht sie starr an; dann pulst's in ihm hoch, flammend in sein Gesicht. In leidenschaftlicher Wut umfaßt er sie, zischt ihr ins Gesicht: „Hol ihn der Teufel.“

Er reißt sie an sich, küßt sie, daß ihr die Lippen schmerzen. Dann eilt er an die Tür. Steht plötzlich wieder und starrt sie an; mit angstvollem, schillerndem Blick preßt er murrend heraus: „Wenn er abends von der Glasbläserei heimgeht, soll er nicht mehr an der Maas entlang laufen, er soll den Umweg durchs Dorf machen — hörst du?“ Nochmal schreit er ihr zu: „Er soll nicht an der Maas entlang gehen.“ Er rennt hinaus und schlägt die Tür hinter sich zu, daß die Ladenschelle wie Sturmläuten hinter ihm hergellt.

Das Herz steht ihr still; sie taumelt gegen das Regal zurück, greift an die Zierschürze, um ihre Augen zu trocknen, denn schon klinkt wieder die Ladentür auf und eine Kinderhand schiebt die Petroleumkanne auf die Theke.

Am Sonntag ging sie nicht aus, auch mit den Eltern nicht. Saß hinterm Fenstervorhang und starrte auf die Gasse. Ihre Lippen brannten noch. Der wilde, schmerzende Kuß. Ach Gott, und die quälende Angst.

An einem Tag der laufenden Woche stand der alte

Hering in dem Gemüsegärtchen hinterm Haus, beschattete die Augen, spähte den Horizont ab; man wußte nicht, ob Nebel oder Rauchschwaden die Luft verdunkelten. Dann kam vom Haus her die Mutter und brachte ihm sein Schnapsgläschen, bevor er zur Arbeit ging. Mit einem Schluck goß er den Gurgelkratzer hinunter, gab das Glas zurück, wischte den hartstruppigen Mund mit dem Handrücken ab, schmunzelte gutmütig in sich hinein. Wer hätte den alten Hering je ohne sein behagliches Schmunzeln gesehen? Eine gute ehrliche Haut, aber ein harter Kopf, ein Quadratschädel, wie man ihn, den Flamen, schimpfte. Er war ja geborener Flame, sprach ein fürchterliches Französisch und nur das Wallonische fehlerlos wie ein Einheimischer. Mit dem harten Flamenkopf hatte er's bei den Arbeitern verdorben.

Nun steht die Frau noch vor ihm; er sieht, daß sie was auf dem Herzen hat und sich nicht getraut zu reden. Er blinzelt sie an: „Nu, was wär's denn, Modderken?"

Sie streicht nachdenklich an ihrer Schürze hinunter: „Sieh mal, Mann, ich mein, du solltest drauf hören, was man sagt; man sagt das doch nicht in den Schornstein. Komm heut zur Nacht nicht an der Maas heim..."

Da unterbricht er sie, hebt abwehrend die breite, schwielige Hand. Da sagt noch schnell die Frau: „Unsere Marie sagt's auch, und die ist nicht dumm — da kommt sie ja."

Gutmütig spottend ruft er Marie lachend zu: „Ah, mein Hühnchen; weiß schon, die Mutter gibt den Text, und du sollst predigen. Mund gehalten. Komm, küß mich, ich muß zur Arbeit."

Sie weicht seinem ausgreifenden Arm aus: „Sie sind wie ein eigensinniges Kind, Vater, Sie lassen sich

nichts einreden. Aber Sie sollten das für uns tun, wir sind so in Angst."

„Wovor soll ich mich fürchten, hä? Ich tu' recht und scheu' niemand."

„Welchen Grund hätten Sie, nichts zu fürchten?"

Da schüttelt er den dicken Flamenkopf; ruhig und hartnäckig sagt er: „Sie sollen nicht meinen, daß ich mich fürchte, ich tu' recht und scheu' niemand. Adjüh, heut um sieben bin ich zurück. Sorgt, daß die Speckschnitten in der Pfanne sind."

Stapfend ging er davon.

Als es dunkelt, sitzen die Frauen in der Stube beisammen, stumm und angsthorchend. Die Wanduhr rasselt ihre sechs harten Schläge ab.

„Feierabend," sagt beklommen die Mutter, „jetzt wirft er den Kittel ab und wäscht sich. Dann wird er gehen."

Als die Uhr ein Viertel nach sechs weist, sagt Marie: „Er ist immer der letzte, jetzt wird er aus der Fabrik kommen."

„Nein, er wird am Holzstoß bei der Glasbläserei sein, in der Dunkelheit eine gefährliche Stelle, das Holz liegt dort bis an den Fluß."

Um halb sieben sagen beide Frauen: „Jetzt wird er am Brückchen sein, dort ist's belebter."

Die Uhr setzt mit sieben harten Schlägen ein. Sie warten, sie halten den Atem an. Ob man seine Schritte ums Haus hört?

Man hört nichts.

Da fährt Marie auf, wirft ein Tuch um und stürzt davon. Die letzten Arbeiter, die ihr begegnen, sagen ihr, daß der Alte noch mit dem Werkführer zu sprechen habe und wahrscheinlich noch in der Fabrik sei.

Nun läuft sie atemlos im Dunkel weiter. Neben ihr wallt der Fluß. Kein Mensch irgendwo. Da geht sie langsamer, späht und horcht. Es scheint ihr, daß sie Schritte hört. Wenn er es ist, darf er sie nicht sehen, er läßt sich nicht wie ein verlorenes Lamm suchen. Losschimpfen wird er, der Alte. Schnell rennt sie seitwärts. Ach Gott! sie wäre beinah zu Boden gestürzt. Ist sie denn schon am Holzstoß? Wie die Scheite hier übern Weg liegen, als wären sie absichtlich hingelegt, damit einer fallen sollte — Unsinn! Jetzt sieht sie in ihrer Angst schon Mord und Totschlag.

Sie schlüpft hinter den Holzstoß, duckt sich und wartet. Jemand kommt heran mit langsamem, schwerem Schritt. Das ist er, der Vater, denkt sie. Sie schreckt auf; springt vor und sieht den Alten jäh stolpern; er fällt lang hin, rutscht aus — und kollert über die Böschung hinunter ... Allmächtiger! Er stürzt in den Fluß ...

Schreien will Marie Hoppe, schreien, daß die Leute zusammenlaufen, aber der Atem steckt ihr im Hals, sie rennt auf die Böschung zu.

Dort schnellt eine Gestalt auf ... starrt sie an ... Gell und schrill schreit sie auf: „Viktor!" Er stiert sie an, ein schillerndes Licht sieht sie in seinen Augen aufflammen, wie sie es damals im Laden gesehen.

Er gleitet über die Böschung hinunter und hilft dem Alten herauf. „Ja, Vater Hering," sagt er rauh, „das hätte schief gehen können."

Er wendet sich um und geht davon.

Marie steht noch und sieht ins Leere vor sich. Und sieht noch den grauenhaften Blick; das tückisch Schillernde darin, die aus diesem Blick gierende gräßliche Tat ... Herr im Himmel! Was war das? Vater Hering klopft

sich den Rock ab, stößt die Hölzer mit dem Fuß weg, flucht einmal kräftig in seiner Ziege Namen los. Dann geht er schmunzelnd neben seiner Tochter her.

„Siehst du," sagt er nach einer Weile, „das war wirklich brav von dem Viktor Halin, hå?" Und mit einem Seitenblick nach ihr: „Wir müssen ihn wohl am Sonntag zum Reisfladen einladen, hå?"

Da sagt Marie Hoppe fremd und tonlos: „Ich will Viktor Hälin nicht heiraten, Vater."

Er schüttelt den Kopf: „Da werd' einer klug aus den Weibsbildern."

Am anderen Morgen erzählte man, Viktor Halin sei aus der Nachtschicht nicht mehr heraufgefahren.

Von der Zeit an sah man die hübsche Marie Hoppe jeden Abend an den Holzstoß kommen, dort wo die Maas an der Glasbläserei die kleine Einbuchtung macht.

Und als sie alt wurde, die immer noch hübsche Marie Hoppe, und der Weg bis zum Fluß ihr beschwerlich fiel, ließ sie sich an der Stelle eine Bank zimmern.

Einmal fand man sie dort von der sinkenden Sonne umleuchtet, sanft entschlafen.



Warum schwärmt der Jäger von der Klugheit seines Hundes?

Von Dr. Th. Zell

Das großstädtische Leben bringt es mit sich, daß man dem Tierleben immer mehr entfremdet wird. Was man von Tieren und namentlich von Hunden in der Großstadt zu sehen bekommt, macht durchaus nicht den Eindruck überragender Klugheit. Es ist also ganz naturgemäß, daß der Durchschnittsleser, der in der Regel ein Großstädter sein wird, die Lobeserhebungen der Jäger über ihre Hunde für „Jägerlatein" hält. In dieser Auffassung wird er von den Witzblättern bestärkt, in denen Jäger und Aufschneider fast immer das gleiche bedeutet. Ist die Schwärmerei der Jäger von der Klugheit ihrer Hunde nun wirklich weiter nichts als Aufschneiderei? Das ist keineswegs der Fall. Sein bestes Können, die Leistungen mit der feinen Nase, kann der Hund um so weniger zeigen, je belebter eine Stadt ist. Das Gewimmel der zahllosen Menschen in einer Großstadt macht das Halten einer bestimmten Fährte wegen der Masse der durcheinander wirbelnden Gerüche zur Unmöglichkeit. Aus diesem Grunde ist man auch von der Benutzung von Polizeihunden in der Großstadt abgekommen, weil sie dort nur unmittelbar nach der Tat oder nur in wenig besuchten Teilen Zweckdienliches leisten können. Anders liegt die Sache auf dem Lande oder gar in menschenleeren Gegenden. Hier feiert der Geruchsinn des Hundes wahre Triumphe. Während der Großstädter diesen Sinn regelmäßig als niederen Sinn bezeichnet, kann kein Jäger diese Ansicht teilen, denn er erlebt täglich, was der Hund durch diesen Sinn ihm für unersetzliche Dienste leistet.

Hensel berichtet, daß er auf seinen Reisen in Brasi-

lien stets Hunde besessen habe, da sie ihm zur Jagd und zur Bewachung unentbehrlich waren. Darunter befand sich einer, der entsetzlich feige war, aber durch seine Schlauheit auffiel, weshalb er der Schlaue genannt wurde. Von ihm erzählt er folgende Geschichte: „Ich hatte längere Zeit in einem Wirtshause des Urwaldes gewohnt. Rings um das Gehöft auf der abgeholzten kleinen Hochebene befanden sich viele Hecken, in denen das zahlreiche Vieh der Ansiedler weidete. Eines Tages saß ich in der Gaststube des Hauses mit meinen Hunden unter einer ziemlichen Anzahl Menschen. Da öffnete sich die Hintertüre des Zimmers, und leise schob sich ‚Vagabund‘, der schlechteste unter meinen Hunden, herein. Mit dem gleichgültigsten und dümmsten Gesichte von der Welt spähte er nach einem guten Platz, aber heimlich fuhr er noch einmal mit der Zungenspitze über die Oberlippe. In der ganzen Gesellschaft hatten nur zwei dies bemerkt: ich und der Schlaue. Langsam erhob sich dieser und ging auf den Hereinkommenden zu, obgleich beide sonst nicht in Freundschaft lebten. ‚Vagabund‘ setzte sich hin und ließ Kopf und Ohren herabhängen. Der andere trat an ihn heran, beroch ihm das Maul von einem Winkel zum anderen, senkte die Nase zur Erde und verließ vorsichtig, aber eilig das Zimmer durch die Hintertüre. Ich eilte ihm nach, voll Neugierde, was weiter geschehen werde, und sah nur noch, wie der Hund, die Nase auf der Erde, in den Hecken verschwand. Als ich ihm folgte und kaum dreihundert Schritte zurückgelegt hatte, hörte ich schon das Krachen der Knochen in den Hecken: der Schlaue labte sich an dem Aas eines Kalbes.“

Hensels durchaus glaubwürdige Erzählung enthält nicht mehr, was dem Jäger nicht längst bekannt wäre. Der schlaue Hund beroch den Ankömmling und stellte

dadurch fest, daß er eine vortreffliche Mahlzeit gehalten hatte. Wenn du so gut gespeist hast, war seine Folgerung, dann ist es möglich, daß an deiner Futterstelle noch etwas für mich übrig geblieben sein kann. Der schlaue Geselle verfolgte die Fährte des Ankömmlings rückwärts und seine Vermutung fand sich bestätigt, da der Schwelger beim besten Willen nicht ein ganzes Kalb verschlingen konnte.

Der Mensch kann dem Hunde eine solche Leistung nicht nachmachen, weil unser Geruchsvermögen stumpf im Vergleich zu dem des Hundes ist. Es ist eine durchaus irrige Ansicht, daß der Mensch an Schärfe der Sinne den Tieren überlegen sei. Der Jäger würde keines Hundes bedürfen, wenn er ihn an Feinheit des Geruchs überträfe. Richtig ist allerdings, daß alle Tiere mit scharfem Geruch — sogenannte Nasentiere — am Tag nicht so scharf sehen können wie der Mensch. Der Hund erkennt, wie man täglich beobachten kann, seinen Herrn unter gleich angezogenen Personen nur mit Mühe, weil er die Einzelheiten des Gesichts nicht unterscheiden kann. Deshalb pfeift man seinem Hunde, um ihm das Finden des Herrn zu erleichtern.

Ganz anders liegen die Verhältnisse bei Nacht. Infolge seiner großen Pupillen fängt das Auge des Hundes jeden Lichtstrahl auf, so daß er durch den Wald in der Finsternis laufen kann, was mit gleicher Sicherheit und Gewandtheit für den Durchschnittsmenschen unmöglich ist. Ich entsinne mich eines Vorfalls, wo sich mir diese Überlegenheit des Hundes in auffallender Weise bestätigte. Einer meiner Bekannten hatte abends auf einen Rehbock geschossen. Da er am anderen Morgen in der Frühe abreisen mußte, sollte der Versuch gemacht werden, den Bock, der gut getroffen war, zu

finden. Der Schütze bat deshalb den Förster, ihn zu diesem Zwecke mit seinem Hund zu unterstützen. Unterdes war es stockdunkel geworden, so daß wir Laternen mitnehmen mußten, um den Weg zu finden. Den Hund hinderte die Finsternis in keiner Weise, uns voranzustürmen. Nachdem die Stelle, wo der Bock getroffen wurde, ausfindig gemacht war, wurde der Hund auf die Fährte gebracht. Es dauerte auch nicht lange, so verkündete sein Bellen, daß er den Bock gefunden hatte. Wo wir nicht die Hand vor den Augen sehen konnten, da hatte der Hund den Weg des flüchtenden Tieres ausfindig gemacht und dem Schützen zu seiner Beute verholfen. Selbstverständlich erhielt der Hund nach unserer Rückkehr die verdienten Liebkosungen. Immer wieder erklang es aus dem Munde seines Herrn: „Du bist aber auch ein so kluges Tier!"

Die meisten Jäger sehen sich durch ähnliche staunenswerte Leistungen ihrer Hunde veranlaßt, von der Klugheit dieser Tiere zu reden. Und doch liegen die Dinge anders: der Hund findet in der Dunkelheit den Weg, weil er sehr große Pupillen hat. Und er findet das Wild, geleitet durch das scharfe Geruchsvermögen. Mit besonderer Klugheit haben solche Vorgänge verhältnismäßig wenig zu tun. Der Hund vollbringt seine Leistung hauptsächlich deswegen, weil seine Sinnesorgane zur Auffindung von Wild zweckdienlicher beschaffen sind als die unserigen. Der durchschnittliche Gedankengang bei der Beurteilung solcher Dinge ist allerdings sehr naheliegend. Wenn ein Mensch etwas nicht leisten kann, und ein anderer macht es, so sagen wir mit Recht, daß der zweite klüger sei als der erste. Da der Mensch einen erlegten Bock im finsteren Walde nicht finden kann, wohl aber der Hund, so zieht der Jäger den Schluß, daß der

Hund ebenfalls durch Klugheit diese Leistung erziele. Die vom Großstädter als Sinnesorgan so gering geschätzte Nase leistet bei der Jagd unersetzliche Dienste. Durch seinen Geruch vermag der Hund sofort festzustellen, ob Enten im Schilf des Teiches sind, ob ein Fuchsbau bewohnt ist, wo eine Schnepfe oder ein anderes erdfarbenes Tier sich geduckt hat. Die Schutzfarbe täuscht das menschliche Auge in tausend Fällen, denn über einen Hasen, der mit seinem braunen Felle ganz mit der Umgebung verschwimmt, stolpern die meisten Menschen, ohne ihn zu sehen, aber die Schutzfarbe bedeutet nichts gegenüber der feinen Nase des Hundes.

Ein schönes Beispiel, was durch das Geruchsvermögen eines Hundes geleistet werden kann, berichtet der bekannte Jagdschriftsteller Oberländer von einem Elchhunde, den er in Norwegen arbeiten sah. Von ihm schreibt er folgendes: „Ohne etwas Besonderes, außer einigen alten Elchfährten anzutreffen, pirschten wir an der westlichen Talwand hin, als ‚Jagd', der Elchhund, sich plötzlich mit hoher Nase mächtig in den Riemen legte. Da talwärts, von wo der Wind her stand, das blanke Fjeld vor uns lag, so war ich zunächst überrascht über das Gebaren unseres vierläufigen Jagdgefährten. Der Führer wies jedoch auf ein ausgedehntes Zwergbirkengehölz in der Talsohle und versicherte, daß dort entweder Elche oder aber warme Fährten sein müßten. Die Entfernung schätzte ich auf reichlich einen Kilometer und bezweifelte, mit Rücksicht auf diese gewaltige Entfernung, die Möglichkeit dieser Vermutung. Er wiederholte aber auf das bestimmteste, daß ein guter erfahrener Hund die Witterung eines brunftigen Schauflers noch viel weiter, ja sogar bis auf fünfzehnhundert Schritt markiere. Um ‚Jagd' zu

kontrollieren, merkte ich mir die betreffende Ziffer auf dem Schrittmesser, den ich stets bei mir führe, und dann folgte ich neugierig dem voller Passion talwärts strebenden Hunde. Er leitete uns wahrhaftig, ganz nach der Manier eines anziehenden Hühnerhundes fortarbeitend, zu dem bezeichneten Zwergbirkengehölze. Vorsichtig, Schritt für Schritt, schlichen wir in demselben fort.... ‚Hier!' sagte der Führer, indem er triumphierend auf eine in dem sumpfigen Boden deutlich sichtbare mittelstarke Elchfährte wies. Offen gestanden war ich über das Gesehene betroffen. Der Schrittzähler zeigte eine Entfernung von über zwölfhundert Gängen! Daß der Hund nichts anderes in der Nase gehabt hat als die Witterung dieser Fährte, hatte ich deutlich beobachten können. Ich erkläre mir diese ganz ungewöhnliche Leistungsfähigkeit durch vier zusammenwirkende Umstände: erstens die überaus starke Witterung des Elchhirsches kurz vor und während der Brunft, zweitens das Fehlen der die Ausbreitung der Witterung hemmenden Vegetation in den Fjelds, drittens die Wildarmut der Fjelds, infolge deren der Hund die leiseste Witterung aufnimmt, und viertens die zweifellos ausgezeichnete Nase des Elchhundes."

Oberländer hatte ohne den Elchhund nie von dem Vorhandensein eines Elches die geringste Ahnung gehabt. Soll man sich da wundern, daß der Jäger von seinem Hunde, ohne den er in unzähligen Fällen zu keiner Beute gelangen würde, in schwärmerischen Ausdrücken spricht? Unrichtig ist es nur, daß man die Leistungen auf die Klugheit des Tieres zurückführt, während sie durch die anders gearteten Sinne bedingt sind.

❖

Giftige Waffen der Tierwelt

Von Dr. Johannes Montanus

Mit 3 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers

Ein Mückenstich, sagt man geringschätzig, wenn eines jener hellsingenden, leichtbeschwingten Wesen sich an unserem Blut labte. Zu welcher Plage aber diese Geschöpfe werden können, haben viele — namentlich Jäger auf dem Anstand — erfahren. Aus dem eigenartig gebildeten Stech- und Saugwerkzeug läßt das Insekt Stoffe aus seinen Speicheldrüsen in die kleine Wunde fließen, wodurch das Gerinnen des Blutes verhindert wird; zugleich bewirkt der Reiz dieser Stoffe vermehrten Blutzufluß nach der Stichstelle und erleichtert damit müheloses Saugen. Weit schlimmer als unsere einheimischen Arten aber sind die Stechmücken der Tropen, die Moskitos, die zu gewissen Zeiten dunklen Wolken gleich über den Wassern schweben. Schon in den unteren Donauländern werden die Kolumbatschermücken, wie sie nach einem alten Serbenschlosse heißen, zu einem fürchterlichen Übel. Diese winzigen Fliegen ähneln den kleinen, blaugrauen Mücken, sie haben zwar nur schwache Mundwerkzeuge, ihr Stich brennt aber heftiger als der von unseren Mücken hervorgerufene; harte, schmerzende Geschwulst, Fieber, Krämpfe, ja der Tod sind oft die Folge, wenn dichte Scharen ein Opfer überfallen und ihm in Augen, Ohren, Mund und Nase dringen. In manchem Jahr werden Hunderte von Schafen, Schweinen, Rindern, Pferden und nicht selten kleine Kinder, die unbeaufsichtigt am Feldrain blieben, von diesen Kribbelmücken getötet. Nicht die Zahl der Stiche ist für den tödlichen Ausgang entscheidend, vor allem ist es die reichlich eingeimpfte Menge giftigen Speichels, die den Tod zur Folge hat. Daß auch Krankheitserreger durch In-

sektenstiche übertragen werden, ist bekannt. Durch Anophelesmücken wird das auch in Europa auftretende Wechselfieber, die Malaria, verbreitet. Sie übertragen die durch Saugen aufgenommenen Blutparasiten eines solchen Kranken, die sich in der Mücke noch weiter entwickeln und vermehren, auf Gesunde. Drei Arten dieser Mücken kommen auch bei uns in Deutschland vor; man erkennt sie daran, daß sie beim Ruhen ihren Körper fast rechtwinklig in die Höhe recken.

Gefährlicher als Mücken sind die in ihrer Nahrung noch viel weniger wählerischen Stechfliegen. Wenn solche Fliegen an einem milzbrandkranken Tiere oder einem Kadaver gesaugt haben, können durch ihre an Menschen erfolgenden Stiche die schlimmsten Seuchen- und Leichengifte übertragen werden. In heißen Ländern werden sie zu einer wahren Völkergeißel. Durch die berüchtigte Tsetsefliege werden im tropischen Afrika ganze Viehbestände vernichtet, indem sie Mikroorganismen von einem Haustier auf das andere überträgt. Dem Menschen aber bringt eine verwandte Art — die Glossina palpalis der Zoologen — die Schlafkrankheit, an der in wenigen Jahren mehr als zweihunderttausend Neger starben. Nicht nur die Fliegen, sondern alles blutsaugende Ungeziefer: Wanzen, Läuse, Zecken und sogar der Floh, sind keineswegs so harmlos, wie es scheint; durch den Rattenfloh im Orient wird der Pestbazillus auf Menschen übertragen; der Hundefloh ist der Verbreiter einer in Nordafrika und Südeuropa häufigen Milzkrankheit der Kinder.

Wie sind nun die Beißwerkzeuge dieser Wesen beschaffen? Von der Waffe unserer Biene zeigt Abb. 1 die Giftdrüse mit ihrer Giftblase, dazu die kleine Nebendrüse, deren alkalisches Sekret, wie man glaubt, den

Stich so schmerzhaft macht und zugleich Stachel und Gleitrinne von dem ameisensäurehaltigen Gift reinigt, dazu die stützenden Platten des Stechapparates und die oben verdickte Rinne, auf deren Rändern der von zwei Stechborsten gebildete, auf unserem Präparate durchschimmernde Stachel, umgeben von der Stachelscheide, gleitet. Der Stachel ist aus zwei Borsten zusammengesetzt, die — aneinanderliegend — eine Röhre bilden. Seine Spitzen endigen in Widerhaken, deshalb bleibt er auch häufig in der Wunde stecken. Die Biene stirbt, wenn mit dem Stachel auch die Giftblase herausgerissen wird. Der Stachel der Wespe ist glatt, dadurch fällt es ihr leicht, mehrmals nacheinander zu stechen. Von unserer größten Wespe, der Hornisse, spricht schon die Bibel: 5. Mose 7, 20 und Josua 24, 12, als einer „Waffe Gottes". Nach dem Volksglauben sollen neun Hornissen ein Pferd töten. Das mag wohl so gemeint sein, daß ein vor Schmerzen wildgewordenes Tier dahin-

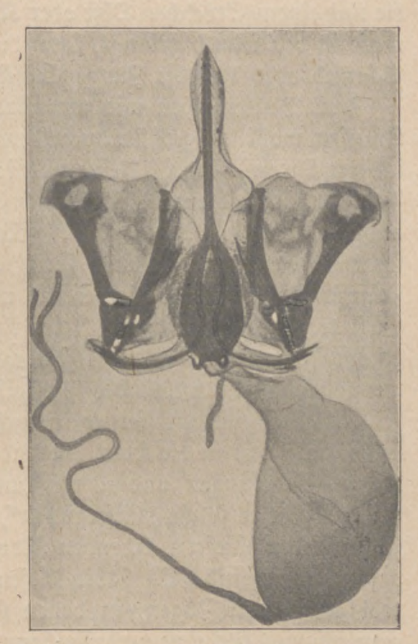


Abb. 1. Stechapparat der Biene.

rast und stürzend Hals und Beine bricht. Wenn sich ein ganzer Schwarm solcher „Neuntöter", auch wenn es nur Wespen oder Bienen wären, auf ein Opfer wirft und es zersticht, so sind Fieber und Krämpfe, ja selbst der Tod nicht selten die Folge. Eine einzige Biene, die mit einem Stückchen Obst oder Kuchen unachtsamerweise in den Mund gelangt, kann durch einen Stich im Schlund oder auf die Zunge Erstickungstod bewirken.

Zum Beutemachen wie zum Kampfe sind auch die Ameisen wohl ausgerüstet, von denen rund die Hälfte unserer Arten — meist kleine, wenig auffallende Tiere — noch Stachel und Giftdrüse besitzen, während den anderen nur die letztere blieb. Sie beißen dafür mit scharfen Kieferzangen und spritzen aus dem vorgekrümmten Hinterleibe ihre Säure in die Wunde. Gewisse tropische, vorwiegend kleine Arten sind sogar recht gefährlich, und einige Volksstämme Afrikas verstehen aus ihnen ein rasch tötendes Pfeilgift zu bereiten.

Schlimm wirken ferner manche Raupen, deren spitze, sich leicht in die Haut bohrende Haare oft Widerhaken, Gabelungen und Verästelungen zeigen. Auch bei uns gibt es solche „Giftraupen", von denen die auf Eichen oder Kiefern lebenden Prozessionsspinner die gefürchtetsten sind. Sie haben diesen Namen von ihren wohlgeordneten Zügen, in denen sie des Abends ihr gemeinsames Gespinst verlassen, um ebenso mit Tagesanbruch vom Futterplatz zurückzukehren. Gefährlicher noch als die langen Büschel weißer, feinbespitzter Haare, in die ein winziges Bläschen sein ätzendes Sekret entleert, sind die mikroskopisch kleinen, ähnlich gebauten Härchen, die auf den schwarzen Samtflecken der Leibesringe stehen. Leicht abbrechend und zu Millionen bei der Häutung abgeworfen, erfüllen sie die Luft mit

einem giftigen Staube, der, eingeatmet, heftige Entzündungen verursachen kann. Auf der Haut aber bilden sich stark juckende, nässende Bläschen; wird das Gesicht davon betroffen, dann kann es geschehen, daß die Augen zuschwellen. Das Wild meidet solche Bezirke, da alle Tiere erkranken, die das durch diese Haare verunreinigte Futter fressen. Der Forstmann wünscht darum auch das ganze haarige Gesindel zum Kuckuck, als dem einzigen Vogel, der die selbst in seiner Kotausscheidung noch giftig wirkenden Raupen ohne Schaden frißt, obwohl die Haare seinen Magen wie mit einem Filz auskleiden.



Abb. 2. Mundwerkzeuge der Bremse mit Kiefertastern, Stiletten und Rüssel.

Unsere abergläubisch gemiedenen und doch so nützlichen Spinnen sind dagegen für den Menschen ziemlich ungefährlich, obwohl auch in ihre zum Beißen geschickten Kieferfühler Giftdrüsen münden. Nur einige wenige Arten, so die in ihrem ganzen Körper giftigen Kreuzspinnen, können in der Notwehr unsere Haut verletzen. Auch die viel kleinere Wasserspinne, die ihres kunstreich gebauten Nestes wegen von Aquarienfreunden gern gehalten wird, beißt ganz empfindlich. Vorsicht ist also immerhin geboten, und Kinder sind davor zu

warnen, jede Spinne in die Hand zu nehmen. Wirklich gefährlich aber wird in den Mittelmeergebieten eine schwarze, träg am Boden lauernde Spinne mit rot geflecktem Hinterleibe, die Malmignatte; ihr Biß zieht in Südfrankreich, Korsika, Italien, mehr noch in Griechenland, schwere Erkrankungen nach sich. In Rußland, namentlich in Asiens Steppen, aber fallen der Karakurte, dem „schwarzen Wolf", wie dort die kaum zwei Zentimeter große Spinne genannt wird, zahlreiche Pferde und Rinder, ja oft ein Drittel aller Kamele zum Opfer. Wenn die Tropensonne, unter der die meisten und größten Arten, so die zottigen Vogelspinnen, leben, das Gift kochte, so ist es wohl begreiflich, wenn ein Biß dieses kleinen Geschöpfes gefürchtet wird gleich dem Stich des Skorpions. Der angriffsbereit über den Rücken erhobene Stachel des Skorpions, an dessen Grund die beiden Ausführungsgänge einer giftigen Doppeldrüse münden, ist aber auch eine wirklich unheimliche Waffe. Mit einem Schlage des so bewehrten muskelstarken Schwanzes tötet der Skorpion alle Beute, die er nicht schon mit seinen starken Kieferscheren überwältigen kann. Der Stich der größten, bis zu zwanzig Zentimeter langen Arten, wie sie die heißen Lande der Alten und Neuen Welt hervorbringen, ist äußerst schmerzhaft und löst heftige Krämpfe wie nach einer Strychninvergiftung aus. Allein zu Durango in Mexiko starben in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts jeden Sommer von sechzehnhundert Einwohnern mehr als zweihundert; allerdings meist Kinder, die dem nächtlichen Räuber nachstellten, um sich die ausgesetzten Fanggelder zu verdienen. Dem Skorpionengift ist nur das der Schlangen ebenbürtig, das teils nervenlähmend, teils blutzersetzend wirkt. Die Puff-

otter ist die bekannteste und gefürchtetste Schlange des schwarzen Erdteils. Zwei jederseits der Schläfe dieses Tieres liegende Giftdrüsen pressen beim Aufreißen des Rachens ihren Inhalt in die beiden Röhrenzähne. Auch die nordamerikanische Klapperschlange und noch viele andere, darunter unsere Kreuzotter und eine zweite, im südlichen Schwarzwald, in der Umgebung von Metz, in Südbayern und in der Pfalz vorkommende Giftschlange, die Aspisviper, haben zwei solche hohle Zähne in ihrem Oberkiefer, während andere, zum Beispiel die indische Brillenschlange, vorn gefurchte Giftzähne besitzen. Von den rund sechzehnhundertfünfzig uns bekannten Schlangen sind etwa neunhundert mehr oder weniger giftig. In Indien allein sollen jährlich neunzehntausend Menschen dem Schlangenbiß erliegen. Bis in die neueste Zeit verbot die menschenfreundliche englische Regierung den Indern gewisser Bezirke das Tragen von Waffen, mit denen sie sich der Schlangen zu erwehren suchten. Nach ihrem Glauben hat Gott allein um der englischen Wohlfahrt willen die Schlange geschaffen, damit die unbequemen Inder durch ihr Gift ausgerottet werden.

Die Schlangen sind aber nicht die einzigen giftigen Reptile. In Mexiko lebt eine fünfzig Zentimeter lange plumpe Krustenechse, die sich zum Beißen auf den Rücken wirft, um den giftigen Speichel ihrer Unterkieferdrüse in die vorn und hinten gefurchten Zähne zu leiten; sie tötet sogar kleine Säugetiere bis zu Kaninchengröße, und auch beim Menschen hat ihr Biß schmerzhafte Schwellungen zur Folge.

Ganz andere Waffen haben die Nesseltiere, wie man die zarten, gallertartigen, meist im Meer lebenden Wesen bezeichnend nennt. Schlauch- oder kegelförmig

gestaltet, haften die einen am Boden; sie gleichen Blumen mit ihren Fangarmen, die strahlenförmig den am oberen Ende gelegenen Mund umgeben. Andere wieder schwimmen durch rhythmisches Öffnen und Schließen ihrer Glocke oder Scheibe, die unten Mund, Fangarme und die übrigen Organe tragen, frei dahin oder bilden prächtige Girlanden, ganze Tierkolonien mit weitgehender Arbeitsteilung. Zahllose gifterfüllte Bläschen mit schlauchförmigem, eingestülptem Faden liegen in ihrer Haut und häufen sich vor allem an den Fangarmen zu ganzen Batterien. Ein feines Tasthaar überragt den ganzen Mechanismus, dem Kontakte einer Mine vergleichbar, denn sowie es berührt wird, explodiert gewissermaßen die Nesselkapsel und schleudert ihren vergifteten Lasso, der oft ganz mit feinen Stacheln oder nur am Grund mit einigen größeren Stiletten bewehrt ist, auf Angreifer oder Beutetier, es tötend, lähmend, zum mindesten aber empfindlich schmerzend. Damit erlischt dann freilich auch die Wirksamkeit der einzelnen Nesselkapsel, doch neue treten immer wieder an die Stelle, und wie groß an sich der Vorrat ist, zeigt schon das Beispiel unserer samtgrünen Seerose, die in einem einzigen Fangarm nicht weniger als dreiundvierzig Millionen solcher Nesselkapseln und in ihren rund hundertundfünfzig Fangarmen mehr als sechs Milliarden dieser vergifteten Waffen besitzt. Noch schlimmer wirken manche freischwimmenden Quallen und Medusen, wie man sie im Vergleich mit dem bekannten, von Schlangen starrenden Gorgonenhaupte nennt. Selbst die Giftstoffe kleiner Arten brennen ganz empfindlich; Schwammfischer und Perlentaucher leiden oft an stark juckenden Hautkrankheiten, die durch diese Tiere hervorgerufen wurden. Wahrhaft berüchtigt aber

ist die portugiesische Galeere (Abb. 3), die dem Seefahrer zum ersten Male auf der Höhe von Portugal begegnet. Mit ihrem roten oder blauen, bis dreißig Zentimeter langen Luftsack wie Segelschiffe vor dem Winde treibend, bieten sie ein herrliches Schauspiel; wehe aber dem Badenden, der in solch einen Schwarm gerät. Der aus den Nesselbatterien der Galeeren ausgeschiedene Stoff brennt ihn wie glühendes Eisen, und manch unvorsichtiger Schwimmer wurde, vor Schmerzen ohnmächtig, ein Raub der Wogen.

Wirksam weiß sich auch ein Schnurwurm zu verteidigen, dessen zahlreiche Arten meist dem Meere angehören. Er schleudert ein „Stilett", das am Grunde eines langen, giftabsondernden Schlauches liegt, nach dem Angreifer; diese Waffe wird durch Rückziehmuskeln samt der aufgespießten Beute wiedereingestülpt. In seinen größten, bis zu dreißig Meter langen bunten Arten erinnert dieses Tier mehr an gewisse Schlangen



Abb. 3. Die berüchtigte portugiesische Galeere.

als an einen Wurm. Heimtückisch kämpft auch die große Tonnenschnecke des Mittelmeeres, wie man sie nach ihrem bauchigen, einen Viertelmeter hohen, gelbbraunen Gehäuse nennt. Sie spritzt aus ihrem langen Rüssel unversehens einen dicken, schwefelsäurehaltigen Strahl, den ihre reichlich hühnereigroße Speicheldrüse liefert, dem Angreifer entgegen. Andere wieder, so die hübschen Kegelschnecken, spießen ihre Beute geradezu mit den Giftzähnen der langen Zunge auf, die auch beim Menschen üble Entzündungen bewirken. Selbst die schon durch ihr Stachelkleid geschützten Seeigel besitzen oft noch Giftwaffen, sei es, daß ihre leicht abbrechenden Stachel von einem Giftkanal durchzogen werden, oder, was häufiger der Fall, daß zwei- oder dreiarmige, höchstens einen Zentimeter große Greifzangen manches in den Stachelwald geratene Tier töten oder lähmen, größere aber in die Flucht schlagen. Einige indische Seeigel tragen mit feinem Stachel versehene giftige Drüsenköpfe auf der Schale, die nach der Entleerung wie Bienenstiche schmerzen und durch ihre Menge selbst dem Menschen gefährlich werden können.

Viel häufiger sind jedoch vergiftete Waffen bei den Fischen. In dem scharfen Gebiß der schon von den Römern als leckere Speise hochgeschätzten Muränen finden sich vier leicht gekrümmte Kegelzähne, die wie bei manchen Schlangen von der giftabsondernden Gaumenschleimhaut taschenförmig umschlossen werden. Das sind um so gefährlichere Waffen, als die über zwei Meter langen tropischen Formen dieser Raubfische selbst den Menschen angreifen. Die am häufigsten vorkommende Waffe sind indes vergiftete Stacheln, die sich in mancherlei Gestalt und Ausbildung an

Kiemendeckeln, Rückenflossen, an den Flanken oder, wie beim Stechrochen, auf dem peitschenartig gebildeten Schwanze finden. Unter den vielen, oft geradezu häßlichen und abenteuerlichen Formen ist ein Fisch, der in zwei Arten, dem etwa dreißig Zentimeter langen Petermännchen und in einer kleineren, nur halb so großen Art, auch in der Nord- und Ostsee lebt und auch im Binnenlande öfter jetzt zu Markte kommt. Der Dorn an den Kiemendeckeln dieser Fische ist der gefährlichste, doch auch an der vorderen Rückenflosse finden sich beiderseits gefurchte, stahlharte Stacheln, die am Grunde ihrer Schuppenscheide, worin sie in der Ruhe wie die Klinge eines eingeklappten Taschenmessers liegen, gifterfüllte Zellen haben. Ein Druck auf diese Stacheln, und die Zellen platzen, so daß ihr Inhalt in die Wunden fließt und bösartige Entzündungen, ja selbst brandige Erscheinungen verursacht. Namentlich das kleine Petermännchen, die Sandviper, ein höchst bezeichnender Name, ist sehr gefürchtet. In Frankreich und Spanien dürfen diese Fische nur nach Entfernung ihrer Stacheln, die selbst im Tod noch Unheil stiften können, in den Handel kommen.

Unter den Vögeln und Säugetieren gibt es dagegen kaum eines, das giftige Waffen hat. Zwar wird dem merkwürdigen Schnabeltier und seinem australischen Landsmann, dem gleichfalls eierlegenden Ameisenigel, nachgesagt, daß sie mit ihrem Sporn, den jeder Hinterfuß etwa in Fersenhöhe trägt, und der mit einer Drüse in Verbindung steht, giftige Wunden schlagen. Doch es scheint, daß dieser Sporn eine gänzlich andere Rolle im Liebesleben dieser niedersten Säugetiere spielt.

Die Rüstkammer der Tiere ist reich an Waffen aller Art, an solchen, die wie Hörner, Zähne, Nägel, Sporen,

Klauen ohne weiteres wirken, und solchen, die erst durch Gift gefährlich werden. Der Zitterrochen und der Zitterwels teilen schmerzhafte Schläge durch ihr elektrisches Organ aus; der vielgenannte Bombardierkäfer — bei uns ein kleiner Laufkäfer —, doch groß und artenreich in heißen Ländern, schleudert seinem Verfolger einen ätzenden Strahl entgegen, der mit hörbarem Knall an der Luft explodiert; der Tintenfisch breitet zu seinem Schutze dunkle Wolken um sich. Viele andere Geschöpfe, darunter die Wanze und das übelberüchtigte Stinktier, suchen ihre Gegner zwar nicht durch Gift, aber durch unangenehme Ausdünstungen abzuschrecken. Im Kampf ums Dasein bedienen sich Tausende von Lebewesen der eigenartigsten Mittel, um sich zu behaupten, und frühe schon grübelte der menschliche Geist darüber, es ihnen mit künstlich geschaffenen Mitteln gleichzutun, ja sie noch an Gefährlichkeit zu übertreffen; aus allen Reichen der Natur griff er nach Stoffen tierischer, pflanzlicher und mineralischer Art. Vergiftete Waffen im Kampf von Mensch zu Mensch anzuwenden, eine Kunst, die alle alten Völker gleich den noch lebenden Wilden einmal übten, wurde mit der Zeit als menschenunwürdig und schmachvoll empfunden. Auf der Höhe unserer heutigen Kultur versuchten unsere Gegner zuerst mit vergifteten Waffen, mit Gasen, zu wirken. Ein Ehrentitel mehr in den vielen dunklen Ruhmesblättern der Entente.



Großflugzeuge unserer Feinde

Von Erhard Wendt

Mit 3 Bildern und 6 schematischen Zeichnungen

Gewaltig sind die Anstrengungen, die unsere Feinde jetzt machen, um uns die Vorherrschaft in der Luft zu entreißen. Hierzu hoffen sie zwar stark auf die Hilfe Amerikas, doch versuchte man ferner schon seit Monaten in Frankreich und England, durch Schaffung neuer Flugzeugtypen und durch deren Massenherstellung Herr der Luft zu werden. Daß es dem Feind gelingen wird, uns an Zahl der Flugzeuge zu übertreffen, ist wahrscheinlich, aber das kann uns nicht schrecken, hat er doch im vergangenen Kriegsjahr trotz zahlenmäßiger Überlegenheit fast viermal soviel an Flugzeugen an den Fronten eingebüßt wie wir. Sein Verlust belief sich auf 1771 Flugzeuge gegen 462 auf unserer Seite.

Die Vervollkommnung der Flugzeuge als Waffe steigerte die Ansprüche an Geschwindigkeit, Tragfähigkeit, Bewaffnung und Steigfähigkeit immer mehr, je nach der Verwendung. So entstanden die Großflugzeuge mit zwei und mehr Motoren und verstärkter Bewaffnung. Während Deutschland schon bald nach Kriegsausbruch mit dem Bau von Großflugzeugen begann, fingen unsere Feinde, abgesehen von dem in Rußland schon vor dem Krieg gebauten Sikorski-Flugzeug (Fig. 1), erst in letzterer Zeit an, den Bau von Großflugzeugen in größerem Maße zu beschleunigen. Es ist dabei interessant, daß sie ihre bis dahin so bevorzugten Gitterrumpfkonstruktion nach und nach verließen und zum Rumpf-

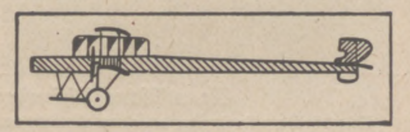
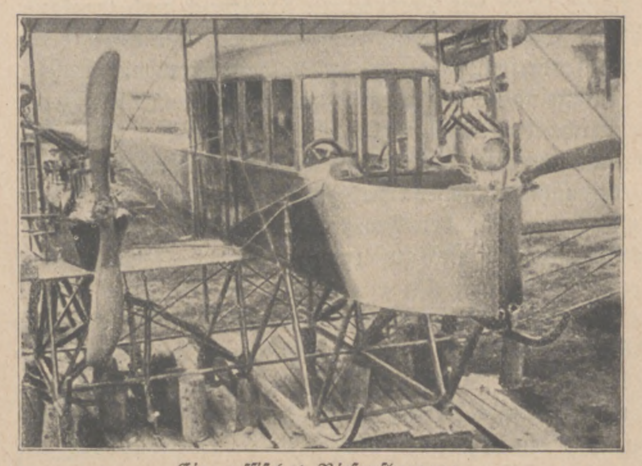


Fig. 1. Sikorski.

flugzeug übergingen, wie es bei uns üblich ist. Desgleichen ist es bezeichnend, daß die feindlichen Konstrukteure immer mehr den Standmotor vorziehen, während sie früher fast ausschließlich auf den Umlaufmotor schworen.

Beim Einbau von zwei Motoren hatte man zunächst



Ein russisches Riesenflugzeug.
Sikorski-Doppeldecker, der bei einem Gewicht von dreieinhalb Tonnen vier Motoren von 400 bis 600 Pferdestärken hat und fähig ist, sechzehn Personen zu tragen.

den Wunsch, die Geschwindigkeit und Tragfähigkeit zu vergrößern; man wollte mehr Bewaffnung, mehrere Maschinengewehre, einsetzen. Erst später richtete man die Flugzeuge auch zum Mitführen von schweren und schwersten Bomben ein.

Den ersten Vertreter dieser Zweimotorenflugzeuge, oder, wie sie auch genannt werden, Großflugzeuge, brachte bei unseren Feinden Italien heraus mit dem Caproni-Flugzeug, das interessant war durch Anord-



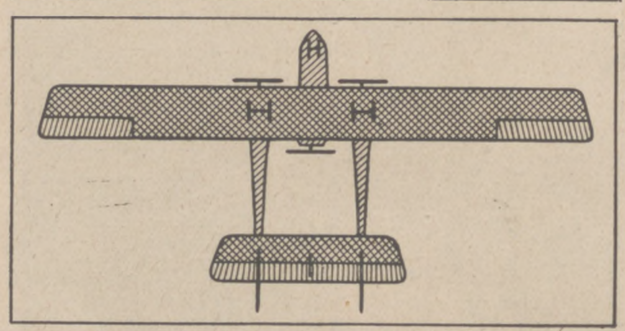
Phot. Kilophot. G. m. b. H., Wien.

Caproni-Flugzeug. Am 3. Dezember 1916 bei Marlinse im Karstgebiet abgeschossen.

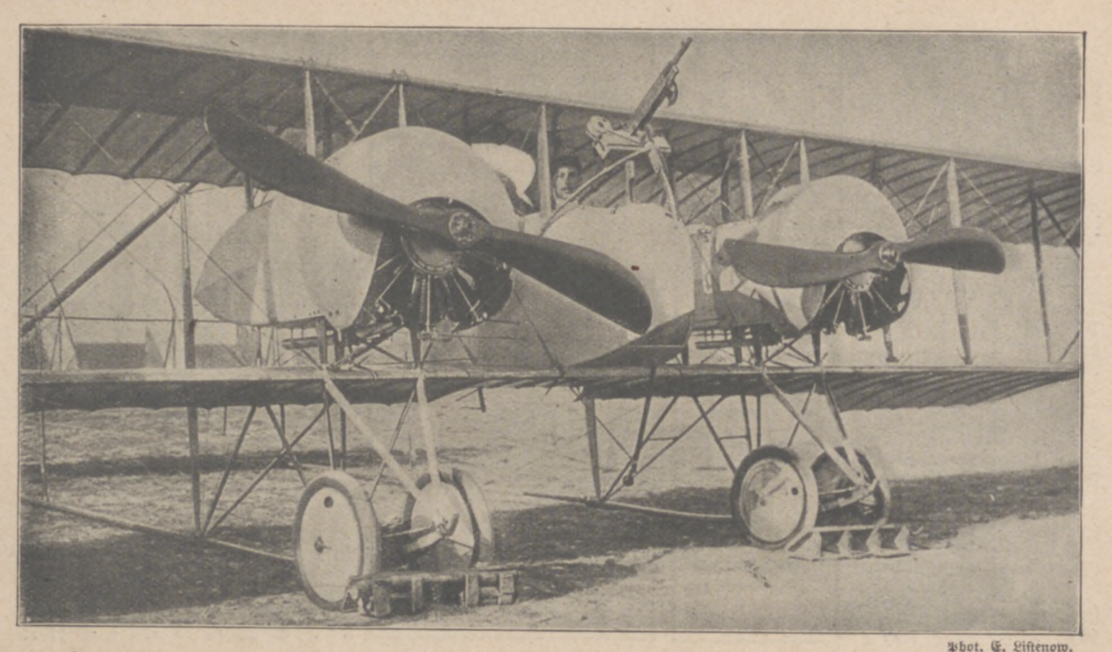
nung zweier Rümpfe, die die Steuerflächen trugen; hinter jedem Motor befand sich ein Rumpf, der schwächer gehalten werden konnte als sonst üblich. Eine Mittelkarosserie nahm die Besatzung auf. Die Räder waren paarweise unter jede Motoranlage gelegt, dazu noch ein Stoßradpaar unter der Karosserie. Diese Caproni



Fig. 2.
Caproni-Dreisitzer.
Durchschnitt und Untenansicht.



kamen bald in Geschwadern an die Front. Die gelungenen Versuche Italiens ließen Frankreich und England nicht ruhen; auch sie versuchten, eigene Großflugzeugtypen herzustellen. Zunächst wurde das Caproni-Flugzeug auch in Frankreich gebaut und geflogen; es erhielt dann noch einen dritten Motor in der Mittelkarosserie (Fig. 2). So wurde dieser Dreisitzer bedeutend leistungsfähiger. An Bewaffnung führte er eine Revolverkanone (3,5-Zentimeter-Kaliber) oder, wie jetzt üblich, zwei bewegliche Maschinengewehre mit, von denen das hintere, auf einem erhöht angebrachten Ring



Phot. E. Listenow.

Französischer Doppeldecker mit zwei Motoren und einem Maschinengewehr, zum Aufstieg bereit.

drehbar, über den Propeller nach aufwärts schoß. Als Motoren sind zwei Rhone-Umlauf- und ein Canton-Unné-Standmotor eingebaut. Daneben brachten dann die Franzosen mehrere eigene Typen heraus. Am bekanntesten und weitesten verbreitet ist der Caudron-Doppeldecker, der in mehreren Arten vorhanden ist.

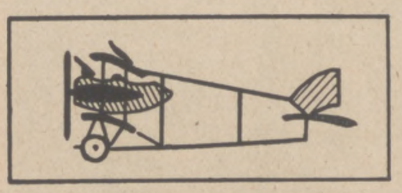
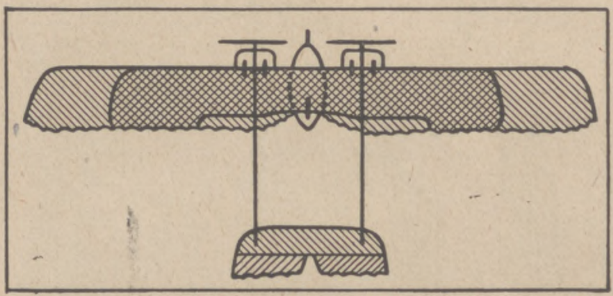


Fig. 3. Caudron-Doppeldecker G 4. Durchschnitt und Untenansicht.



Beim Typ G 4 sehen wir noch die Gitterkonstruktion (Fig. 3), das heißt, die Steuerflächen werden durch eine Gitterkonstruktion getragen. Die beiden Motoren, hier Rhone-Umlaufmotoren von je 100 PS, sind mit den Schrauben seitlich zwischen den Tragdecks angebracht. Der Führer und die Maschinengewehrschützen haben in der Mittelkarosserie ihren Platz. Ein folgender Typ, G 6, führte auch noch Rhone-Umlaufmotoren, hatte aber eine bessere Anordnung der Maschinengewehre; das vordere war weiter vorgeschoben, und auch das hintere hatte besseres Schußfeld.

Ganz anders wurde dann der Dreisitzer Typ R 4 gebaut, aus dem sich Typ R 9 (Fig. 4) entwickelte. Bei diesem besitzt die Mitte eine langgestreckte Rumpfkonstruktion, die weit vorragt und zur Unterstützung noch ein drittes Räderpaar trägt. Das untere Tragdeck ist auch nicht so kurz gehalten, wie es bei G 4 der Fall ist. Die An-

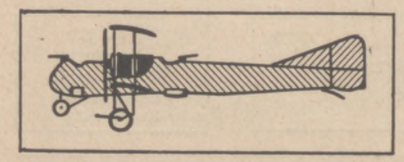
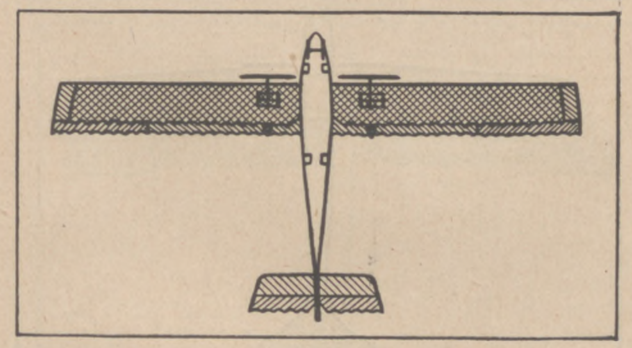
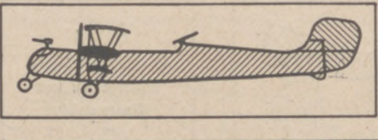


Fig. 4. Caudron R 9. Durchschnitt und Untenansicht.



triebskraft liefern zwei Hispano-Suiza-Standmotoren, die dem Anschein nach sehr brauchbare Standmotoren sind. — Ein weiteres französisches Zweimotorenflugzeug ist der Letord-Dreisitzer, der dem Caudron R 9 sehr ähnelt; nur in den nach oben rückwärts gestaffelten Tragdecks weicht er ab; dazu hat er auffallend große Steuerflächen. Auch hier finden wir zwei Hispano-Suiza-Standmotoren, und als Bewaffnung zwei, vorn und hinten eingebaute, bewegliche Maschinengewehre. Durch die Anordnung dieser auf ein Gerüst in Höhe des oberen Tragdecks

fällt der Dreisitzer Morane-Saulnier (bi-moteurs) auf. Sein Antrieb erfolgt durch zwei Hispano-Suiza-Standmotoren oder zwei Rhone-Umlaufmotoren. Diesem ähnlich ist der Dreisitzer Nieuport bi-moteurs mit zwei Rhone-Umlauf- oder zwei Hispano-Suiza-Standmotoren (Fig. 5). Die unteren Tragdecks sind beim Nieuport



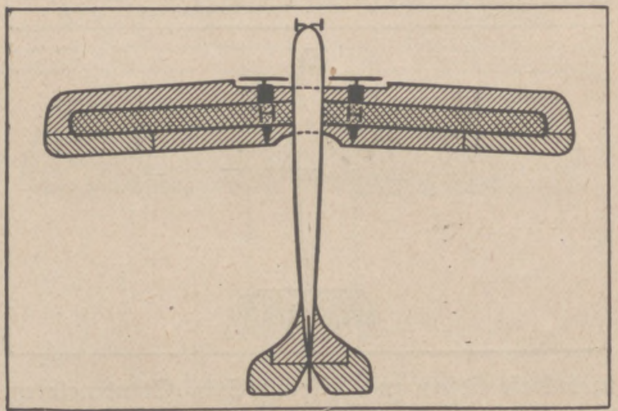


Fig. 5. Nieuport bi-moteurs. Durchschnitt und Untenansicht.

bedeutend kleiner als die oberen; die beiden beweglichen Maschinengewehre sind direkt auf dem Rumpf angebracht. Weiterhin müssen wir auch den Dreisitzer Salmson-Moineau zu den Großflugzeugen rechnen, der bei zwei Schrauben nur einen Hispano-Suiza-Standmotor im Rumpf besitzt. An Bewaffnung führt er zwei ebenfalls bewegliche Maschinengewehre.

Während Frankreich also verschiedene eigene Groß-

flugzeugtypen hervorgebracht hat, besitzt England nur das Handley-Page-Großflugzeug, das allerdings mit seinen 150 Quadratmeter Tragfläche die französischen an Größe bedeutend übertrifft (Fig. 6). Durch eigenartigen Zufall bekamen wir diesen Fünfsitzer in die Hand. Nach der Fertigstellung in Hendon bei London sollte

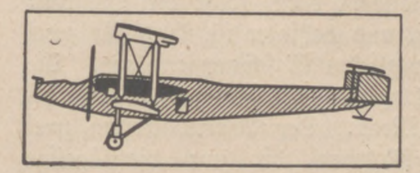
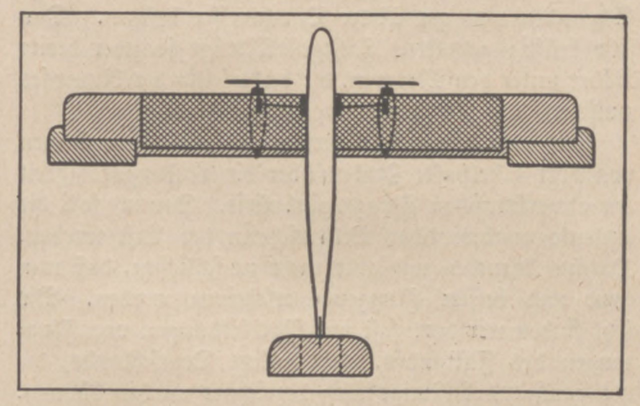


Fig. 6. Handley-Page-Großflugzeug. Durchschnitt und Untenansicht.



er an die Front nach Nordfrankreich fliegen, und zwar mit zwei Offizieren und drei Monteuren. Diese verloren aber über den Wolken die Orientierung und landeten nach ihrer Meinung auf französischem Gebiet. Zu ihrem Erstaunen befanden sie sich aber auf deutschem Boden und wurden festgehalten. So hatten wir sogleich einen Einblick in den Großflugzeugbau Englands. Dieses Großflugzeug ist in der Hauptsache als Bombenflugzeug

konstruiert, also zum Tragen möglichst großer Lasten. Es soll 800 Kilogramm Bomben mitführen können, allerdings auf Kosten der Geschwindigkeit, die nur 110 Kilometer betragen soll. In dem 20 Meter langen Rumpf sitzen vorn ein Maschinengewehrschütze mit einem beweglichen Maschinengewehr, dahinter der Führer mit Beobachter nebeneinander, dann folgt die Bombenaufhängevorrichtung, und dahinter ist Platz für zwei Mann mit zwei beweglichen Maschinengewehren. Die Spannweite der Tragdecks beträgt 30,5 Meter bei einer Tiefe von 3 Meter. Den Antrieb liefern zwei 250-PS-Rolls-Roye-Motoren, die zwei vierflügelige Schrauben von 3,3 Meter Durchmesser besitzen. Das sehr kräftig gehaltene Fahrgestell trägt je zwei breite Räder unter den Motoren, die beiderseitig des Rumpfes zwischen den Tragdecks angeordnet sind.

Seit dem Eintritt Amerikas in den Krieg kamen von dort fabelhafte Zahlen über die Leistungsfähigkeit der amerikanischen Flugzeugindustrie. Danach soll die Entente unabwendbar Beherrscherin der Luft werden. Daraus brauchen wir aber nicht zu schließen, daß nun neue und bessere Flugzeuge erscheinen werden. Bis jetzt finden wir dort fast nur Nachbildungen von Flugzeugen des Festlandes, nicht zuletzt Deutschlands, die als genügend leistungsfähig bezeichnet werden können. Jedoch wollen wir anderseits vor Unterschätzung warnen; wohl kann Amerika bei den großen zur Verfügung stehenden Geldmitteln und Rohstoffen Flugzeuge in Mengen herstellen, vielleicht auch mit Hilfe französischer und englischer Konstrukteure altbewährte Fronttypen, und dann auf Grund der Kriegserfahrungen neue Typen hervorbringen. Immerhin gehört aber dazu Zeit und nochmals Zeit. Bis jetzt besitzt Amerika nur

einen bewährten Typ, den wir als Großflugzeug ansprechen können, das Curtiß-Flugzeug J. N. Es stammt, wie der Name sagt, aus den Curtiß-Werken in Buffalo, der größten Flugzeugfabrik Amerikas mit eigener Motor- und Propellerfabrik. Dieser Zweisitzer ist ein Rumpfdoppeldecker von 16 Meter oberer und 13 Meter unterer Tragflächenspannung und 8,9 Meter Länge bei zwei seitlich zwischen den Tragdecks angeordneten OXX-Curtiß-Motoren von je 200 PS auf einfachem Fahrgestell unter dem Rumpf. Bei einer Geschwindigkeit von 80 bis 120 Kilometer soll es 1000 Kilogramm Nutzlast tragen. Über die Steigfähigkeit ist nichts Genaues bekannt. Durch zahlreiche Flüge soll es seine Gebrauchsfähigkeit gezeigt haben.

Werden auch die Feinde uns zahlenmäßig schlagen und für zerstörte Flugzeuge immer neue einsetzen, so werden sie uns an Material und Bemannung nicht übertreffen; und gerade letztere läßt sich in kurzer Zeit nicht ersetzen. Auch auf diesem Gebiet werden wir uns wie bisher durch geeigneten Einsatz unserer guten Luftwaffen und trotz zahlenmäßiger Unterlegenheit den Sieg nicht entreißen lassen.



Die Liebe der Gräfin Dietrichstein

Von H. Wolfram

Als in der Frühe eines Augusttages des Jahres 1787 zwei große, durch keinerlei Wappenschmuck oder sonstigen Zierat ausgezeichnete Reisekutschen durch die Straßen des mährischen Städtchens Nikolsburg rollten, ahnten die hanakischen und jüdischen Einwohner, die ihnen nachschauten, nicht, welche hohe Persönlichkeit sich unter ihren Insassen befand. Im Schlosse des Grafen Dietrichstein, das grau und massig auf gebietender Höhe die Stadt überragte, gab es während der schönen Jahreszeit ja immer der Gäste genug, die meist der Wiener Hofgesellschaft oder Prager Gelehrtenkreisen angehörten. Und auch jetzt befand sich eine stattliche Zahl unter dem gastlichen Dache. Der Graf, ein liebenswürdiger, etwas altmodischer Edelmann, der unter Kaiserin Maria Theresia als Oberststallmeister gedient, hatte nichts davon verlauten lassen, daß er eine Persönlichkeit von besonders hohem Range erwarte, und bis auf die Mitglieder der gräflichen Familie lag im Schlosse alles noch im schönsten Morgenschlummer, als die beiden Wagen vor dem Haupteingang anfuhren. Der alte Graf und sein Sohn standen am Fuß der Treppe, als ein Diener den Schlag der ersten Kutsche aufriß, und sie verbeugten sich tief beim Erscheinen des mittelgroßen, gut gebauten Mannes, der mit raschen, geschmeidigen Bewegungen das Gefährt verließ. Freundlich lächelnd reichte er ihnen die Hand; seine klaren blauen Augen aber flogen zu den beiden Damen hinauf, die ihn unter dem offenen Schloßtore erwarteten. Es waren die Gräfin und ihre einundzwanzigjährige Tochter Therese, ein junges Mädchen von außerordentlicher, wenn auch sehr zarter Schönheit. Ihr feines Gesicht war in diesem Augenblick wie mit

Blut übergossen, und ihre Lider blieben gesenkt, während sie mit tiefer höfischer Verneigung den über die wenigen Stufen Emporgeeilten begrüßte. So groß war ihre Befangenheit, daß sie versäumte, ihm den prächtigen Rosenstrauß zu überreichen, den sie in der Hand hielt. Und ein sichtbares Erschauern ging über ihren schlanken Körper, da er sich nun, nachdem er ihrer Mutter ritterlich die Hand geküßt, mit gewinnender Liebenswürdigkeit zu ihr wandte: „Wenn diese schönen Blumen für mich bestimmt waren, Komtesse, darf ich wohl gehorsamst darum bitten und Ihnen zugleich für den sinnigen Willkomm danken. Hoffentlich darf ich ihn als ein Zeichen nehmen, daß ich auf Schloß Nikolsburg wirklich nicht ungern gesehen bin."

„Die Gnade Eurer Majestät beglückt uns hoch," flüsterte die Komtesse, indem sie sich neigte, um die Hand des Kaisers mit ihren Lippen zu berühren. Sie wechselte die Farbe und war so blaß, als sei sie einer Ohnmacht nahe. Kaiser Joseph warf einen besorgt fragenden Blick auf den Grafen, der sich beeilte, seiner Tochter den Arm zu reichen, während der hohe Gast sich von der Gräfin in das Schloß und zu den für ihn bestimmten Gemächern führen ließ. Die Herren, die inzwischen aus dem zweiten Wagen gestiegen waren, folgten ihnen nach. Einer von ihnen, ein hochgewachsener, schöner, aber finster blickender Mann von etwas über dreißig Jahren, verwandte die Augen nicht von dem Gesicht der hastig atmenden Komtesse, die sich nur langsam von einer Schwächeanwandlung zu erholen schien. Die Gelegenheit, sie zu begrüßen, aber fand er erst, als der Kaiser und der Schloßherr zu einem Gespräch unter vier Augen hinter der nächsten Tür verschwunden waren.

„Es war eine sehr freudige Überraschung für mich, Komtesse, als der Kaiser vor zwei Tagen den Entschluß kundgab, die Rückreise nach Wien über Nikolsburg zu machen. Denn so erlebte ich unerwartet schnell das Glück, Sie wiederzusehen. Daß auch Sie sich ein wenig darüber freuen, wage ich kaum zu hoffen."

Sie bemühte sich zu lächeln, als sie zu ihm aufblickte; aber das Zucken ihrer Lippen sah viel eher nach verhaltenem Weinen aus. „Sie wissen, Graf Kinsky, wie gern Sie jederzeit hier gesehen sind. Ist es wahr, daß Seine Majestät nur wenige Stunden bei uns zu verweilen gedenkt?"

„Die Weiterfahrt soll, wie ich höre, im Laufe des Nachmittags geschehen. Die Politik macht dem Kaiser gerade jetzt sehr viel zu schaffen; Ungarn und die Niederlande bereiten ihm schwere Sorgen, und ein Türkenkrieg steht vielleicht hart vor der Tür. Es sind flüchtige Sonnenblicke, die die Göttin des Glücks mir heute vergönnt."

Er hatte sich näher zu ihr geneigt. Wie unterdrückte Leidenschaft bebte es in seiner Stimme, und ein Feuer hatte sich in seinen düsteren Augen entzündet. Gräfin Therese ließ den Kopf sinken.

„Sie werden bekannte Gäste im Schlosse finden, Graf Philipp," erwiderte sie mit einer gewissen ängstlichen Hast. „Ich hoffe, daß die wenigen Stunden Ihnen recht angenehm verfließen."

Im selben Augenblick sagte Kaiser Joseph voll tiefen Ernstes zu dem ehrerbietig vor ihm stehenden Grafen: „Nein, mein lieber Dietrichstein, ich zürne Ihnen wegen Ihres Briefes nicht. Denn ich kann die Sorgen Ihres Vaterherzens wohl verstehen. Und Sie sehen, daß ich nicht zögerte, Ihrer Bitte auf die

schnellste und kürzeste Weise zu willfahren. Geben Sie mir Gelegenheit, Ihre Tochter allein zu sprechen, und ich werde versuchen, Ihren Wünschen Erfüllung zu verschaffen."

„Eurer Majestät Gnade bewegt mich im tiefsten Herzen. Ich finde die Worte nicht, um die ganze Größe meiner Dankbarkeit für so viel Huld zu offenbaren."

„Ich tue es ja vor allem um der Komtesse willen. Sie haben recht: ihr Leben darf nicht durch eine hoffnungslose Schwärmerei zerstört werden. Und auch nach meiner Überzeugung ist Philipp Kinsky durchaus der Mann, sie vor solchem Schicksal zu bewahren. Freilich möchte ich ihn fast um seine Aufgabe beneiden. Aber er ist ja sein Lebenlang ein rechtes Kind des Glückes gewesen."

„Eines Glückes, Majestät, das er verdient, wie kaum ein anderer."

„Ja. Ich weiß seine Vorzüge wohl zu schätzen. Nur, daß er mir zuweilen etwas zu starrsinnig scheint und zu stolz. Hoffen wir, daß die kleinen Hände der Komtesse seinem Eigenwillen heilsame Rosenfesseln anzulegen wissen. Wem aber gilt denn nun eigentlich die törichte Schwärmerei, von der Sie mir geschrieben?"

„Majestät halten zu Gnaden — ich muß leider die Antwort schuldig bleiben. Weder ihrer Mutter noch mir hat Therese sich offenbart. Ihr Seelenzustand ist uns ein Rätsel. Wir sehen, daß sie sich unglücklich fühlt, obwohl wir sie mit der zärtlichsten Liebe umgeben und obwohl sie alle Annehmlichkeiten des Lebens genießt. Zwei Heiratsanträge wies sie zurück, ohne eine andere Begründung, als daß sie sich nie vermählen werde. Vor kurzem aber fiel der Gräfin ihr Tagebuch in die Hände; und sie fand es angefüllt mit schwärmerischen

Herzensergießungen an einen Unbekannten, Unerreichbaren, den sie offenbar gleich einem überirdischen Wesen verehrt. Seinen Namen enthalten diese Aufzeichnungen nicht, und wir haben Therese nicht darum befragt. Denn wir möchten das schwache Band des Vertrauens, das uns mit unserem geliebten Kinde noch verknüpft, nicht vollends zerrissen sehen."

„Sie handelten recht, lieber Dietrichstein! Es ist jedenfalls am besten, solche Verirrungen eines allzu empfindsamen Mädchenherzens scheinbar zu übersehen. Das Phantom wird verschwinden, sobald die Komtesse die Liebe eines rechten Mannes kennen lernte. Und während des letzten Winters in Wien wollte es mir scheinen, als bestände bereits eine recht herzliche Freundschaft zwischen Philipp Kinsky und ihr."

„Sie hat eine hohe Meinung von seinem Geist wie von seinem Charakter. Daran, daß sie an seiner Seite glücklich werden wird, hege ich keinen Zweifel."

„Gut! Schicken Sie ihn mir hierher. Vorläufig soll mein Inkognito gewahrt bleiben. Vor der Abfahrt finde ich wohl noch Gelegenheit, auch Ihre Gäste zu begrüßen."

Das Mittagessen nahm Kaiser Joseph zu früher Stunde im engsten Kreise der Dietrichsteinschen Familie, zu dem nur noch Graf Philipp Kinsky, der Kammerherr und vielbeneidete Günstling des Monarchen, gezogen war. Komtesse Therese sah bezaubernd lieblich aus; aber sie war sehr still und hob den Blick auch dann kaum von ihrem Teller, wenn der Kaiser in seiner liebenswürdigen, herzlichen Weise zu ihr sprach. Nur ein leichtes Zittern ihrer Hände gab in solchen Augenblicken Kunde von der Erregung, in der sie sich befand. Graf Philipp beobachtete sie unausgesetzt. Er hatte das

Zimmer seines kaiserlichen Herrn in sichtlicher Aufregung verlassen und benahm sich jetzt, aller höfischen Etikette zum Trotz, als gäbe es auf der Welt für ihn nichts anderes mehr als Therese Dietrichstein. Nachdem die Tafel aufgehoben war, wußte die Dame des Hauses es einzurichten, daß ihre Tochter dem hohen Gast ein im anstoßenden Salon aufliegendes Album zeigen mußte, während sie sich mit den anderen aus dem Hörbereich der beiden zurückzog. Therese erzitterte wieder, als sie sich mit dem Kaiser allein sah. Joseph aber gab seiner Stimme den wärmsten und herzlichsten Klang, um ihre seltsame Befangenheit zu verscheuchen.

„Wissen Sie auch, Komtesse, daß ich nur Ihretwegen nach Nikolsburg gekommen bin?"

„Majestät geruhen zu scherzen. Meinetwegen?"

„Gewiß. Und mit einem Wunsch, an dessen Erfüllung mir sehr viel gelegen ist. Sie werden ihn mir nicht abschlagen, wie ich hoffe."

„Es gibt nichts, das ich Eurer Majestät abschlagen könnte."

„Wohl, ich nehme Sie beim Wort. Ich möchte Sie immer in Wien haben. Und zwar in meiner unmittelbaren Nähe. Sind Sie damit einverstanden?"

Die Wangen des jungen Mädchens glühten, und ihr Atem ging stürmisch.

„O Majestät —"

„Als Komtesse Dietrichstein würde ich Sie viel zu selten bei Hofe sehen. Als Gräfin Kinsky aber werden Sie zu meinem engsten Zirkel gehören. Darum dürfen Sie nicht nein sagen, wenn der treffliche Philipp Sie heute um Ihre Hand bittet. Sie werden mir diese Bitte nicht abschlagen."

Therese stand regungslos. Nur ihre weißen Schultern

bebten wie in Fieberschauern. Da sie schwieg, fuhr der Kaiser eindringlicher fort: „Sie schweigen? Sollte ich dennoch vergeblich gebeten haben? Gilt meine Fürsprache nichts bei Ihnen?"

Langsam hoben sich ihre schönen dunklen Augen zu seinem Gesicht. Sie schwammen in Tränen; aber ihre Stimme klang verändert und fester als zuvor.

„Es gibt nichts, das ich Eurer Majestät abschlagen könnte," wiederholte sie, jede Silbe betonend, mit einer seltsamen Feierlichkeit. „Nicht einmal dies."

Freudig nahm Joseph ihre Hand. „Ich danke Ihnen. Obwohl ich das geforderte Opfer nicht für ein allzu schweres halte. Ich bin gewiß, daß Sie sehr glücklich sein werden."

„Ich werde dem Willen Eurer Majestät gehorchen. Das muß mir genug sein."

Mit einem freundlichen Scherz wollte der Kaiser antworten. Da fühlte er ein heftiges Zucken der schmalen Hand, die merkwürdig kalt in der seinigen lag, und es war ihm, als sähe er Therese schwanken.

„Was ist Ihnen, Komtesse?" rief er besorgt. „Fühlen Sie sich nicht wohl?"

Er hatte unwillkürlich den Arm um ihre Schultern gelegt, um sie zu stützen. Für eine kurze Zeitspanne sank ihr Kopf an seine Brust und ihre Augen waren geschlossen. Aber nach wenig Sekunden schon schlug sie sie wieder auf. Und wie er jetzt in diese voll auf ihn gerichteten Augen sah, wußte Kaiser Joseph plötzlich, wem bis zu dieser Stunde ihre schwärmerische Liebe gegolten. Das namenlose Weh, das ihre Seele zerriß, hatte sie für einen Augenblick die Herrschaft über sich selbst verlieren lassen. Mit Worten nicht, aber mit einem Blick, der von der Beredsamkeit eines Bekennt-

nisses war, hatte sie dem angebeteten Manne das Geheimnis enthüllt, das nach ihrem Willen nie einem menschlichen Wesen hatte offenbar werden sollen.

Bestürzt ließ der Kaiser den Arm sinken und wich ein wenig von ihr zurück. Der gütige Ausdruck schwand nicht von seinem Gesicht, aber es klang sehr ernst, da er sagte: „Sie gestatten, daß ich Ihren Eltern und dem Grafen Kinsky sofort Ihren Entschluß mitteile. Und ich wünsche von Herzen, daß er Ihnen zum Heil gereichen möge. Meiner treuen Freundschaft dürfen Sie jederzeit sicher sein."

Therese Dietrichstein hatte sich zusammengerafft. Sie verneigte sich tief und kehrte an der Seite des Kaisers zu ihren Angehörigen zurück. —

Joseph hatte vor seiner Abreise von Schloß Nikolsburg den Wunsch ausgesprochen, daß die Vermählung seines Kammerherrn möglichst bald stattfinden möge. Dietrichstein und Kinsky hatten freudig zugestimmt, und die Komtesse erhob keinen Einspruch. Irgend eine Feier fand am Tage des Verlöbnisses nicht statt, da der Bräutigam in Begleitung des Kaisers nach Wien zurückkehren mußte. Und auch während der wenigen Wochen, die bis zum Vermählungstage noch vergehen sollten, sah er Therese nur dreimal auf etliche Stunden. Die Trauung sollte nicht auf Schloß Nikolsburg, sondern nach dem Willen Josephs in der Kapelle der Wiener Hofburg stattfinden, und ein Onkel Theresens, der Fürstbischof von Passau, Graf Leopold v. Thun, sollte sie vollziehen. Ungebeten hatte der Kaiser sich als Zeuge angeboten, und in der Hofgesellschaft sprach man nicht ohne Neid von dem glücklichen Brautpaar, auf das die Strahlen der kaiserlichen Huld so verschwenderisch fielen. Daß Graf Philipp Kinsky namentlich

in der letzten, dem Hochzeitstage voraufgehenden Zeit, nicht den Eindruck eines in seligen Hoffnungen schwimmenden Mannes machte, fiel seinen Freunden kaum sonderlich auf. Denn trotz seines raschen und glänzenden Aufstiegs, obwohl ihm durch nahezu wunderbare Zufälle von allen Seiten her große Reichtümer zugefallen waren, und obwohl er sich das Vertrauen des Kaisers im Fluge gewonnen, änderte sich an ihm das von jeher gewohnte ernste und verschlossene Wesen nicht. Selten nur war es früher geschehen, daß er in Fröhlichkeit aufschäumte, und niemals hatte er durch leichtsinnige Streiche oder romantische Abenteuer dem Hofklatsch Stoff zu ergötzlichen Geschichten geliefert. Bei seiner Rückkehr von Nikolsburg fand man ihn sehr vorteilhaft verändert; er schien lebhafter, heiterer und liebenswürdiger. Aber diese Kennzeichen glücklichen Verliebtseins waren bald wieder verschwunden. Heute ging er fast düsterer und schweigsamer umher als je zuvor. Und die mannigfachen Vorbereitungen zu einer so prunkvollen Hochzeit, wie es die seinige werden sollte, konnten kaum als ausreichende Erklärung gelten für die Beflissenheit, mit der er sich, wo er konnte, von den höfischen Veranstaltungen fernhielt.

Nur bei großen Ereignissen im Kaiserhause hatte die Kapelle der Hofburg eine so glänzende Versammlung hoher Aristokraten und reich geschmückter Damen gesehen als an Philipp Kinskys Vermählungstag. Diese Hochzeit war durch die Teilnahme des Kaisers zu einem gesellschaftlichen Ereignis geworden, und von der bekannten Schönheit der beneidenswerten jungen Braut versprach man sich eine ganz besondere Augenweide.

Zur allgemeinen Überraschung fand man sich in diesen Erwartungen ein wenig enttäuscht. Als Therese

Dietrichstein in ihrem kostbaren, lang nachschleppenden weißen Kleide, von dem zarten bräutlichen Schleier umwallt, dem Altar zuschritt, ging ein Geflüster durch die Gesellschaft: „Wie bleich sie ist! — Wie schmal sind ihre Wangen! — Sie sieht ja aus, als wäre sie eben von einer schweren Krankheit erstanden."

. Auch die tiefernste Miene des Bräutigams erregte Aufsehen. In dieser Stunde wenigstens hätte er nach der allgemeinen Ansicht augenfälliger an den Tag legen müssen, daß er glücklich sei. Jedenfalls waren die Gesichter des jungen Paares nicht danach angetan, die festliche Stimmung der Anwesenden zu heben. Und das schwere Gewitter, das mit einem ersten, dumpf rollenden Donnerschlag losbrach, als der Fürstbischof eben die feierliche Handlung begann, steigerte den peinlichen Druck, der sich immer schwerer auf die Gemüter legte. Unmittelbar hinter der auf den Altarstufen knieenden Braut stand der Kaiser. Therese hatte ihn nicht angesehen, wie sie überhaupt den Blick noch nicht ein einziges Mal vom Boden erhoben hatte. Sie schien ganz in sich zusammengesunken. Ihr Kinn lag fast auf der Brust, und man hätte glauben können, daß sie schlafe. Da, in dem Augenblick, als der Priester an die Knieenden die Frage richtete, ob sie einander aus freiem Entschlusse für ihr ganzes Leben angehören wollten, erhellte das grell-bläuliche Licht eines Blitzes den Raum, und ein krachender, lang nachhallender Donner knatterte betäubend hinterdrein. Was während dieser winzigen Zeitspanne vor dem Altar geschehen war, konnte später mit voller Sicherheit eigentlich von keinem gesagt werden. Einige freilich wollten gesehen haben, daß die Braut plötzlich aufgefahren war und, sich umwendend, beide Arme gegen den Kaiser hin ausgestreckt habe. Andere

bestritten diese vermeintliche Wahrnehmung auf das Bestimmteste. Sicher war jedenfalls nur, daß Therese vom Grafen Kinsky und von ihrem Vater gestützt werden mußte, während der Fürstbischof ihren Ehebund einsegnete. Beim Verlassen der Kapelle wurde sie mehr getragen als geführt. Marmorweiß und mit geschlossenen Augen schwankte sie dahin, einer armen Sünderin gleich, die zum Richtplatz geschleppt werden soll.

Das vorbereitete Bankett wurde wegen Erkrankung der Neuvermählten abgesagt, und die Hochzeitsgäste gingen mit verstörten Mienen auseinander.

Man hatte die nunmehrige Gräfin Kinsky in die Wiener Behausung ihres Vaters zurückgebracht. Der Arzt der Familie, der sich unter den Geladenen befunden hatte, war um sie bemüht. Zur Beruhigung der tieferschütterten Eltern konnte er feststellen, daß es sich allem Anschein nach nicht um einen ernstlichen Krankheitsanfall, sondern nur um eine vorübergehende allgemeine Schwäche handle, wie sie sich in letzter Zeit schon wiederholt, wenn auch nie unter gleich erschreckenden Erscheinungen, gezeigt hatte. Unter der Wirkung belebender Mittel erholte sich die junge Frau so weit, daß sie ihre Mutter unter Tränen wegen der Aufregung, die sie ihr verursacht habe, um Verzeihung bitten konnte. Als ihr Gatte, der sich bis dahin in einem Nebengemach aufgehalten, fragen ließ, ob er sie für eine kurze Zeit sehen und sprechen dürfe, nickte sie zustimmend, wenn auch aufs neue ein fieberisches Frösteln über ihren Leib ging. Rücksichtsvoll zogen sich die anderen bei Philipp Kinskys Eintritt zurück. Er aber blieb einige Schritte von dem Ruhebett entfernt stehen und sagte in gemessen höflichem Ton: „Fürchten Sie nichts, Gräfin! Ich bin nicht hier, um Rechte geltend zu machen, auf die ich

keinen Anspruch mehr erhebe. Ich kam lediglich, um mich von Ihnen zu verabschieden. Denn noch heute gedenke ich eine größere Reise anzutreten — vorausgesetzt, daß Sie Ihre Zustimmung zu dem Zweck dieser Reise nicht verweigern."

Therese hatte sich halb aufgerichtet. In angstvoller Ungewißheit suchte sie aus seinen steinernen Zügen die Erklärung für den Sinn seiner rätselhaften Worte zu lesen.

„Zu welchem Zweck, Philipp?" fragte sie mit zitternder Stimme.

„Ich will mich unverzüglich nach Rom begeben, um dort persönlich die Auflösung unseres Ehebundes zu erwirken. Es ist meine feste Überzeugung, daß ich damit Ihrem heißesten Wunsche zuvorkomme."

Mit einem schwachen Aufschrei barg die junge Frau das Gesicht in den Händen. Ihr Gatte aber fuhr unbeirrt fort: „Ich will nicht fragen, Gräfin, was Sie bestimmt hat, mir Ihr Jawort zu geben; denn ich sehe wohl, daß Ihr Befinden lange Auseinandersetzungen verbietet. Und ich meine auch, daß es ihrer nicht mehr bedarf. Konnte ich mich bis zum heutigen Tage trotz aller Zweifel immer noch dem Wahn hingeben, daß Sie Liebe für mich hegten, so ist mir vor dem Altar die volle Gewißheit geworden, daß Ihr Herz nicht mir sondern einem anderen gehört. Niemals möge sein Name zwischen uns genannt werden. In jenem Augenblick der tiefsten Erniedrigung aber, die einem Manne zuteil werden kann, ist auch meine Liebe erstorben. Ich könnte Sie nicht mehr als mein Weib in die Arme schließen, auch wenn Sie mich auf den Knien darum anflehten. Muß ich nach diesem Bekenntnis noch etwas sagen, um Ihre Einwilligung zur Lösung unserer Ehe zu erhalten?"

„Reisen Sie, Philipp!“ schluchzte sie, ohne den Kopf aus den Kissen zu erheben. „Und versuchen Sie, mir zu verzeihen. Ich konnte nicht anders. Es ging über meine Kraft.“

Graf Kinsky verbeugte sich förmlich. Ohne ein Wort des Abschieds verließ er Gemach und Haus.

Die Ehetrennung des Grafen Philipp erregte in der Wiener Hofgesellschaft ungemessenes Aufsehen, umsomehr, als man erfuhr, daß der Kammerherr noch vor seiner Abreise nach Rom um dauernde Enthebung von all seinen Ämtern und Würden gebeten hatte. Eine Ehescheidung, die ja den Satzungen der katholischen Kirche widersprochen hätte, würde Kinsky trotz seiner einflußreichen Beziehungen nimmermehr erreicht haben. Aber man erklärte, daß die Ehe infolge der sofortigen Trennung der Neuvermählten überhaupt nicht als vollzogen anzusehen sei, zumal der Fürstbischof bestätigte, er habe in dem Donnerrollen ein Jawort der halb bewußtlosen Braut nicht vernommen. Die Ehe des Grafen Kinsky und der Komtesse Dietrichstein wurde für nichtig erklärt.

Begleitet von ihren Eltern zog sich Therese in die Stille von Schloß Nikolsburg zurück. Niemals trat ein Wort über die Quelle des tiefen Grams, der sie erfüllte, über ihre Lippen, und nur in den vertrautesten Zirkeln wagte man geflüsterte Vermutungen über die beklagenswerte Ursache des außerordentlichen Ereignisses auszutauschen, das die junge Komtesse bewog, ihr Dasein in selbstgewählter Einsamkeit zu verbringen.



Der Weltkrieg

Neunundvierzigstes Kapitel

Mit 8 Bildern

Der Ring um Ypern beginnt sich zu schließen. Die Engländer hatten bereits am 16. April, nach dem Verlust von Bailleul und Wytschaete, mit der Räumung im Abschnitt östlich Ypern begonnen. Bis Mitte Mai mußten sie abermals bedeutende Geländestücke den Deutschen überlassen, die ihnen hart auf den Fersen blieben und den Rückzug der englisch-französischen Truppen äußerst verlustreich gestalteten. Der 25. April brachte den Deutschen einen weiteren großen Gewinn: Die Einnahme des Kemmelberges. Die Eroberung dieses strategisch ungemein wichtigen Punktes, die von dem um rund hundert Meter niedriger gelegenen Zillebeeke aus erfolgte, war ein militärisches Bravourstück ersten Ranges und bedeutete zugleich für Ypern eine neue schwere Bedrohung. Die Höhe des Kemmel, die seit 1914 ununterbrochen in Feindeshand war, ermöglicht einen umfassenden Fernblick in die flandrische Ebene und auf die gesamte Front nach Norden und Süden, vor allem aber auf den Ypernbogen und auf die durch die Ebene sich ziehende Straße von Ypern nach Poperinghe. Weitere Sturmerfolge im Ypernbogen brachten die feindlichen Linien immer wieder zum Weichen. Südlich von Langemarck ging der Gegner über den Steenbach, östlich von Ypern in seine Stellungen vom Herbst 1914, bei Zillebeeke über diese hinaus zurück. Bei Voormezeele verlief die deutsche Front bereits am 26. April direkt südlich von Ypern. Feindliche Gegenangriffe am Kemmel und an der Lys verbluteten unter ungeheuren Verlusten. Bis Anfang Mai hatten die Gegner in der Westschlacht an Gefangenen allein un-

gefähr 180 000 Mann eingebüßt; ungeheure Materialbeute war in die Hände der Deutschen gefallen.

Die schwere Bedrohung von Ypern, Calais und Dünkirchen trieb die Engländer zu einem Verzweiflungsschritt, der die Stimmung im Lande heben sollte: in der Nacht zum 23. April setzten englische Seestreitkräfte unter rücksichtslosem Einsatz von Menschenleben ein großangelegtes Unternehmen gegen die deutschen Flottenstützpunkte an der flandrischen Küste ins Werk. Nach heftiger Beschießung drangen unter dem Schutz eines dichten natürlichen und künstlichen Nebels kleine englische Kreuzer, begleitet von zahlreichen Zerstörern und Motorbooten, bei Ostende und Zeebrügge bis unmittelbar unter die Küste vor, mit der Absicht, die dortigen Schleusen und Hafenanlagen zu zerstören, die Mole von Zeebrügge handstreichartig zu besetzen und den Ausfahrthafen der deutschen Unterseeboote durch Versenkung von Schiffen unbrauchbar zu machen. Der Anschlag mißlang. Von den etwa vierzig britischen Seesoldaten, denen es gelang, die Mole zu betreten, fiel ein Teil tot, der andere lebend in die Hand der Deutschen. Eine Anzahl englischer Schiffe wurde vernichtet, ohne daß durch ihre Versenkung das feindliche Ziel, die Fahrtrinne für die deutschen U-Boote zu sperren, erreicht worden wäre. Die Basis des deutschen U-Boot-Krieges ist nach wie vor unverletzt. Der Versuch wurde am frühen Morgen des 10. Mai wiederholt, brachte aber dem Feind wieder keinen Erfolg, sondern den Verlust eines Kreuzers, der außerhalb des Fahrwassers auf Grund kam.

Die deutsche U-Boot-Offensive geht also — das zeigen die täglich gemeldeten Ziffern über die fortschreitende Vernichtung feindlichen Schiffsraumes — unbehindert



Verfolgung durch dick und dünn. Originalzeichnung von Fritz Bergen.

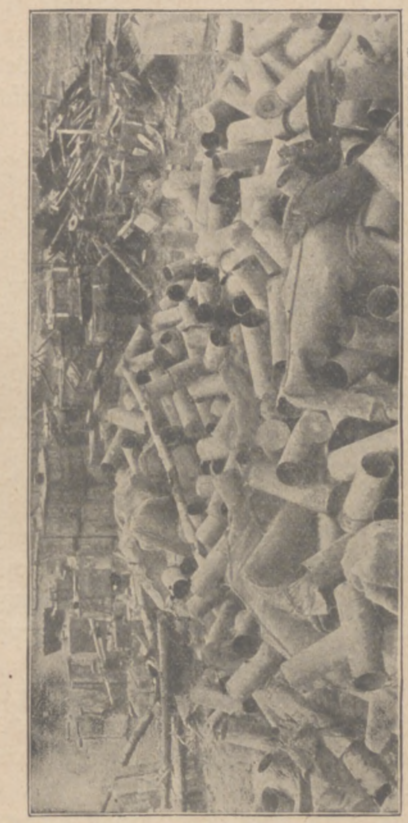
weiter. Die deutsche Technik im U-Boot-Bau ist nicht stillgestanden, nach dem Handelstauchboot hat sie uns nun den „U-Kreuzer" gebracht, den zum ersten Male der amtliche Marinebericht am 8. Mai erwähnt. Mit einer Versenkungsziffer von 48 247 Tonnen hat sich dieser neue Schiffstyp, der über einen beträchtlichen Tonnengehalt und stärkere Bewaffnung verfügen dürfte, verheißungsvoll eingeführt. „Die Schiffsraumnot ist überwältigend. Nur die Vereinigten Staaten können uns helfen. Unsere Lage ist kritisch, besonders bis zur nächsten Ernte." Mit solchen vielsagenden Worten wendet sich Sir Joseph Maclay, der Leiter des englischen Schiffahrtsamtes, an die Amerikaner. Und wenn er sicher auch bewußt stark aufträgt, so ist die Wahrheit doch beängstigend genug für Albion. Dabei leiden die Amerikaner selbst Mangel an Nahrung und Heizstoffen; man hat zwei fleischlose und zwei weizenlose Tage einführen müssen. Der Kohlenmangel ist so arg, daß die ganze Industrie östlich des Mississippi kürzlich fünf Tage lang stillgelegt werden mußte, und während neun Wochen war ein heizfreier, kohlenloser Montag eingerichtet worden. Daran ist die Verwirrung auf der Eisenbahn schuld, denn Zehntausende von Kohlenwagen stehen auf Nebenlinien und können weder vor- noch rückwärts. Daß unter solchen Umständen der amerikanische Schiffbau hinter jeder Schätzung zurückgeblieben sei, mußte der bekannte englische Marinesachverständige Archibald Hurd im „Daily Telegraph" zugeben; seine Darlegungen sind düster. Er rechnet aus, daß im Januar, Februar, März 687 578 Tonnen Schiffsraum verloren und nur 320 218 gebaut seien; Ende des Jahres würde der Rückgang $1^{1}/_{2}$ Millionen Tonnen, die Gesamtverminderung des englischen Schiffsraumes



Englischer Handstreich gegen Zeebrügge. Originalzeichnung von Paul Wallat.

$4^{3}/_{4}$ Millionen Tonnen betragen. Bei solcher Arbeit seiner Tauchboote kann Deutschland die Drohung Lloyd Georges: „Wenn der Landkrieg verloren gehen sollte, so ist der Seekrieg noch lange nicht zu Ende“, geruhig hinnehmen. Der Staatssekretär des Reichsmarineamts, Admiral v. Capelle, äußerte hierzu: „Wir werden abwarten müssen, ob das englische Volk sich diese Drohung zu eigen macht.“ Die englischen Hoffnungen auf Erschöpfung der deutschen Rohstoffe werden nicht in Erfüllung gehen. Der Verzicht auf den Landkrieg würde den völligen Sieg über Frankreich und Italien zur Folge haben, und damit würden, wie Sachverständige behaupten, abgesehen von Faserstoffen, die Rohstoffnöte zum größten Teil beseitigt sein, und Deutschland könnte sich dann ganz dem U-Boot-Krieg neben dem Wiederaufbau des Wirtschaftslebens widmen. Bei dem praktischen Sinn der Engländer ist darauf zu rechnen, daß die stetige Einbuße an Schiffsmaterial, die die britische Seegeltung und Weltmachtstellung zernagt und sie im Vergleich zu der anderer Nationen sinken läßt, dann auch dem gesunden Menschenverstand zum Siege verhilft. Dieser unzweifelhaft vorhandene und bis zu gewissen Grenzen vorbildliche praktische Sinn, der sich nach dem beherzigenswerten englischen Grundsatz „right or wrong — my country“ („recht oder unrecht — mein Vaterland“) in der Politik nie dazu hinreißen läßt, der Regierung in den Rücken zu fallen, eben dieser praktische Sinn im Verein mit wahrer Vaterlandsliebe hat auch bisher die englische Kriegsfinanzierung ermöglicht, indem er die gewaltige Steuerlast auf sich nahm. Von allen kriegführenden Ländern hat England die größte Summe an direkten Kriegskosten verausgabt und steht doch unbestritten an erster Stelle in der Er-

schließung laufender Einnahmequellen, die dank einem förmlichen „Steuerheroismus" seiner Bewohner ergiebig geblieben sind. Die Erfassung der Kriegsgewinne, die bis zu 80 Prozent ihres Betrages zur Dekkung der Kriegskosten herangezogen sind, hat im abgelaufenen Finanzjahr allein 4,4 Milliarden gebracht und soll für 1918/1919 6 Milliarden zeitigen; die Kriegsteuer der Gesellschaften in Deutschland wird dagegen für das laufende Jahr nur auf etwa 600 Millionen Mark veranschlagt.



Phot. A. Grohs Berlin.

In verlassenen englischen Stellungen erbeutetes Material auf einer deutschen Sammelstelle.

Die Schattenseiten der englischen Realpolitik liegen auf einem anderen Gebiet und sind unverkennbar. Hierher gehört die Knechtung Irlands, dessen Leidensweg noch immer nicht zum Licht führen will. Mit brutaler Gewalt hat England in die irische Freiheitsbewegung eingegriffen und die Führer verhaften lassen.

Es ist das nicht etwa eine berechtigt erscheinende Maßnahme gegen Empörer in einem geordneten Staatswesen, wie Fernstehende vielleicht annehmen, es ist die Niederknutung eines systematisch zugrunde gerichteten und zur Ausrottung verdammten Volkes, das sich gegen seine Peiniger erhoben hat. Die irische Kirche hat ihren Anhängern den Trutzeid gegen die aufgezwungene Heeresdienstpflicht für England abgenommen und ihr Haupt, der Kardinal-Erzbischof von Irland, Logue, konnte unwiderlegt die furchtbare Anklage in die Welt schleudern: „Es ist die schwerste Anklage gegen England, daß die Bevölkerung Irlands in den letzten sechzig oder siebzig Jahren auf die Hälfte reduziert ist."

Die Augen Irlands sind auf Deutschlands Heere gerichtet; aus einem englischen Zusammenbruch erwartet es die Befreiung vom Sklavenjoch. Und daß die deutsche Sache gut steht, konnte Kaiser Wilhelm im Rathaus zu Aachen verkünden. „Die Sache im Westen wird gemacht," sagte er in seiner Ansprache an die Aachener Stadtväter, „aber wir müssen Geduld üben. Millionenheere können nicht an einem Tage erledigt werden. Wir werden unser Ziel erreichen. Schwere Arbeit ist zu leisten, aber dafür haben wir auch tüchtige Schmiede."

Bis Mitte Mai sind 600000 Engländer außer Gefecht gesetzt, 1600 Geschütze erbeutet worden. Das sind, als Ergebnisse einer zweimonatigen Offensive, vielversprechende Ziffern. Schon sind Calais und Dünkirchen neben Ypern schwer bedroht.

Der günstige Stand der Dinge im Westen konnte auf die Friedensbereitschaft des übermäßig lange zögernden Rumänien nicht ohne Einfluß bleiben. Am 7. Mai wurde im Schlosse von Cotroceni der

Frieden von Bukarest unterzeichnet, fast genau zwei Monate nach dem Abschluß des Vorfriedens von Buftea. Daß die Verhandlungen sich so lange hinzogen, hatte seine Gründe noch in anderen Umständen als in der Unschlüssigkeit der rumänischen Regierung. Einige Schwierigkeit bot die Einigung unter einzelnen



Phot. Kriegspressequartier, Wien.

Bukarester Straßenbild nach der Verkündigung des Friedenschlusses.

Bundesgenossen der Mittelmächte, namentlich in der Dobrudschafrage, die einen gewissen Gegensatz zwischen den bulgarischen und türkischen Wünschen zutage förderte, indem die Türkei ihre Zustimmung zur Erwerbung der Dobrudscha durch Bulgarien von Gebietskonzessionen an der türkisch-bulgarischen Grenze abhängig machte. Auch die Vereinbarungen wirtschaftlicher und juristi-

scher Natur verursachten mühevolle und anstrengende Vorarbeiten.

Der schließlich zustande gekommene Vertrag mit Rumänien fußt auf dem Gedanken, dem besiegten Gegner den Wiederaufbau seines staatlichen und wirtschaftlichen Lebens und damit die Wiederanknüpfung gedeihlicher Beziehungen zu den Mittelmächten zu ermöglichen. Von Wichtigkeit ist vor allem, daß die vertragschließenden Teile gegenseitig auf den Ersatz ihrer Kriegskosten verzichten. Danach müßte man annehmen, daß die Diplomatie der Mittelmächte aus den wirtschaftlichen Verträgen mit Rumänien — also aus dem Handelsabkommen und dem Petroleumvertrag — Vorteile erwartet, die den Verzicht auf Kriegskostenersatz aufwiegen; ob diese Vorteile eintreten, bleibt abzuwarten. Für Deutschland, das in Rumänien der Hauptsache nach nur wirtschaftliche Interessen zu vertreten hat, mußte unter diesen Umständen die Sicherstellung der Getreidelieferung und des Petroleumvertrags bei den Verhandlungen der führende Gedanke bleiben. Nach den Bestimmungen des neuen Vertrags über den Wirtschaftsverkehr verkauft Rumänien an Deutschland, Österreich und Ungarn die Überschüsse des Landes an Getreide aller Art, einschließlich Ölsaaten, Futtermittel, Hülsenfrüchte, Geflügel, Vieh und Fleisch, Gespinstpflanzen und Wolle, für die Ernten 1918 und 1919. Für die darauf folgenden sieben Jahre verpflichtet sich Rumänien, diese Überschüsse an die genannten Länder zu liefern, falls dies von ihnen verlangt wird. Die Ausfuhr von Nahrungs- und Futtermitteln aus dem besetzten Gebiet Rumäniens hatte schon vorher begonnen und trotz der allgemeinen Transportnot bis Ende April die zweite Million Tonnen überschritten.

Was insbesondere die Ausnützung der rumänischen Erdölquellen anbetrifft, die die Mittelmächte von der Willkür des amerikanischen Petroleumtrustes unabhängig machen sollen, so wurde in dem abgeschlossenen Petroleumabkommen eine wirtschaftliche Organisation vereinbart, die im wesentlichen auf zwei vom Deutschen Reiche und von Österreich-Ungarn beaufsichtigten Gesellschaften, einer Produktionsgesellschaft und einer Handelsmonopolgesellschaft, beruht. Das Petroleumabkommen soll aber nur dann in Kraft treten, wenn zwischen der deutschen, österreichisch-ungarischen und rumänischen Regierung bis zum 1. Dezember 1918 kein neuer fester Vertrag über die Sicherung des rumänischen Petroleumüberschusses abgeschlossen wird.

Über die Gebietsabtretungen handelt das dritte Kapitel des Vertrags. Danach tritt Rumänien das ihm durch den Bukarester Friedensvertrag von 1913 zugefallene bulgarische Gebiet in der Dobrudscha an Bulgarien (mit einer Grenzberichtigung zu dessen Gunsten) wieder ab. Den verbündeten Mächten überläßt Rumänien den nördlich der neu zu ziehenden Grenzlinie liegenden Teil der Dobrudscha bis zur Donau, und zwar bis zum Sankt-Georgs-Arm. Die endgültige Regelung hängt von dem Ausgang der Verhandlungen ab, die hierüber zwischen den Zentralmächten, Bulgarien und der Türkei geführt werden. Die Mittelmächte werden dafür Sorge tragen, daß Rumänien einen gesicherten Handelsweg über Cernavoda nach Constanza erhält. Vorwiegend strategischer Natur sind die Grenzberichtigungen, die Österreich-Ungarn zugebilligt wurden, wenngleich mit der Erwerbung dieser waldreichen Grenzgebiete auch erhebliche wirtschaftliche

Vorteile verknüpft sind. Rein wirtschaftlichen Charakter trägt nur die territoriale Neugestaltung am Eisernen Tor.

Über die Räumung des besetzten und nicht abzutretenden rumänischen Gebiets wird bestimmt, daß sie bis zu einem später zu vereinbarenden Zeitpunkt erfolgen werde und daß bis dahin die Stärke des Besatzungsheeres sechs Divisionen nicht übersteigen solle. Bis zur Ratifikation des Friedensvertrags bleibt die bisherige Besatzungsverwaltung bestehen; erst dann wird die Zivilverwaltung den rumänischen Behörden übergeben, die jedoch an die Mitwirkung von Zivilbeamten der Besatzungsbehörden gebunden sind. Eine gewisse Sicherung gegen etwa hervortretende Revanchegelüste kann man in der Bestimmung erblicken, daß in den besetzten Gebieten die Aufsicht über das rumänische Armeematerial dem Oberkommando der verbündeten Streitkräfte zusteht und der Eisenbahnbetrieb in der Moldau dem Chef des deutschen Feldeisenbahnwesens übergeben wird.

Die Mittelmächte hielten es ferner für ihre kulturelle Pflicht, für eine bessere Rechtsstellung der Juden in Rumänien einzutreten, die hinfort als vollberechtigte rumänische Staatsangehörige angesehen werden sollen. Schon der Berliner Kongreß hatte Rumänien die Regelung dieser Frage auferlegt; es hatte sich jedoch dieser Verpflichtung bisher entzogen, indem es die Juden als Fremde behandelte und vom Staatsdienst ausschloß.

Über Bessarabien wurden im Frieden von Bukarest noch keine Bestimmungen getroffen. Wie Rumänien und die Ukraine sich über den Besitz dieses reichen, fruchtbaren Landes auseinandersetzen werden, steht noch dahin. Ebenso ist noch unklar, ob die von der derzeitigen Landesvertretung Bessarabiens — dem

Landesrat der „Moldauischen Volksrepublik" — beschlossene Kundgebung über den Anschluß an Rumänien wirklich als Willensmeinung der überwiegenden Mehrheit des Landes aufzufassen ist. Von seiten der Mittelmächte dürften den auf Angliederung Bessarabiens gerichteten Bestrebungen der rumänischen Regierung kaum



Phot. Kriegspressequartier, Wien.

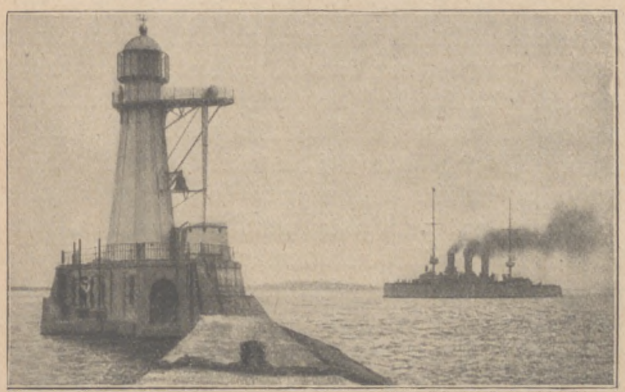
Ukrainischer Train auf der Brücke des von österreichisch-ungarischen Truppen besetzten Kamenec-Podolski (Ukraine).

Hindernisse in den Weg gelegt werden. So könnte sich denn am Ende der Fall ergeben, daß das besiegte Rumänien seinen verlorenen Krieg mit einem Landgewinn abschließt. Räumlich bedeutet der Austausch der Dobrudscha gegen Bessarabien jedenfalls einen Zuwachs, und auch der wirtschaftliche Wert Bessarabiens ist keineswegs geringer als der des abgetretenen Gebiets. Nimmt man noch hinzu, daß die Mittelmächte

die dynastische Frage in Rumänien als eine innere Angelegenheit des Landes auffassen und gegen den Fortbestand des gegenwärtig regierenden Herrscherhauses anscheinend nichts einzuwenden haben, so muß man alles in allem feststellen, daß das Kriegsabenteuer König Ferdinands und seiner Umgebung einen unerwartet glimpflichen Ausgang genommen hat.

Daß die bisherige Ordnung der Verhältnisse im Osten noch keineswegs endgültige und dauernde Zustände schaffen konnte, beweist die Entwicklung der Dinge in der Ukraine. Auf ausdrücklichen Wunsch der früheren Regierung waren zur Sicherung des „Brotfriedens" von Brest-Litowsk deutsche und österreichisch-ungarische Truppen in das Gebiet der Ukrainischen Volksrepublik einmarschiert, hatten die Macht der dem Frieden und der Regierung widerstrebenden Bolschewisten überall gebrochen und die größten Städte des Landes sowie die Halbinsel Krim besetzt. Aber bald zeigte sich bei der sozialrevolutionären Rada, die den Frieden von Brest-Litowsk unterzeichnet hatte und in deren Händen sich nun alle Regierungsgewalt vereinigte, ein gewisser Mangel an gutem Willen. Die wirtschaftlichen Verhandlungen mit den Mittelmächten und die Durchführung der gefaßten Beschlüsse wurden verschleppt, ja es bestand sogar die Absicht, einen Teil der Getreidemengen, die man den Zentralmächten vertraglich zugesichert hatte, als Unterlage für die Friedensverhandlungen mit Großrußland in Anspruch zu nehmen. Vor allem aber drohte die Gefahr, daß infolge der kommunistischen Pläne der Rada die Frühjahrsbestellung unerledigt blieb. Die beabsichtigte Aufhebung des Privateigentums an Grund und Boden unter Umwandlung des Bauernlandbesitzes in Erbpachtland

staatlichen Eigentums mußte die Unsicherheit aller Besitz- und Produktionsverhältnisse naturgemäß stark vermehren: denn niemand wollte säen, wo vielleicht andere ernten könnten. So wäre denn das Land schließlich nicht in der Lage gewesen, der übernommenen Verpflichtung nachzukommen, bis zum 1. Juli den Mittelmächten mindestens eine Million Tonnen Getreide zu



Phot. Kriegspressequartier, Wien.

Das erste Kriegschiff der Verbündeten in Odessa: Die im Hafen von Odessa einfahrende „Hamidie".

liefern. Um nun diese Lieferung sicherzustellen, richtete Generalfeldmarschall v. Eichhorn an die deutschen Kommandobehörden in der Ukraine den vielerörterten Feldbestellungserlaß. Zugleich bildete sich aus gemäßigten Elementen des Grundbesitzes und des Bürgertums in der Ukraine die Unabhängigkeitspartei der Samostinyky, die zur sozialrevolutionären Rada in Opposition trat. Das Treiben eines mit der ukrainischen Regierung in Fühlung stehenden „Komitees zur Rettung der Ukraine", das den Bankdirektor Dobryi, den Sachverständigen

der deutsch-ukrainischen Finanzkommission, entführen ließ und gegen die Deutschen — insbesondere gegen die deutschen Offiziere — verbrecherische Anschläge plante, führte zu energischen Gegenmaßnahmen der Militärverwaltung. Einige Regierungsmitglieder wurden verhaftet. In einer Bauernversammlung wurde eine neue, nichtkommunistische Regierung gebildet, und der ukrainische General Skoropadski zum Diktator und „Hetman der Ukraine" ausgerufen. Das neue Kabinett erklärte, durchaus auf dem Boden des Brest-Litowsker Friedens zu stehen und die mit den Mittelmächten getroffenen Abmachungen hinsichtlich des wirtschaftlichen Tauschverkehrs einschließlich der Getreidelieferungen einhalten zu wollen. Vielleicht darf man nach alledem erwarten, daß der endgültigen Realisierung des „Brotfriedens" mit der Ukraine nunmehr nichts mehr im Wege steht. Kaiser Wilhelms Ankündigung in Aachen, daß die ersten Lebensmittelzüge aus der Ukraine bereits in Berlin eingetroffen seien, lassen jedenfalls einen Schluß nach dieser Richtung hin zu. Auch die Wiedereröffnung des Schiffsverkehrs im Schwarzen Meer und die den Bolschewisten im eroberten Sebastopol abgenommene reich beladene Handelsflotte eröffnen günstige Aussichten für die Gestaltung der Lebensmittelversorgung Mitteleuropas.

In Finnland ist gleichfalls ein gewisser Abschluß der militärischen Operationen erreicht. Die Roten Garden sind durch die Truppen des finnischen Generals Mannerheim und des deutschen Generals von der Goltz niedergekämpft; der finnische Boden ist von den bolschewistischen Mordbrennern befreit. Auch hier handelte es sich, wie in der Ukraine, nicht um eine Einmischung in die innerpolitischen Verhältnisse selb-

ständiger befreundeter Staaten, sondern um erbetene Hilfeleistung im Kampf gegen die Reste der friedensfeindlichen Bolschewisten. Der Feldzug nahm auch hier, trotz nicht unerheblicher Schwierigkeiten, einen ungemein raschen und erfolgreichen Verlauf. Am 11. April



Phot. Bild- und Film-Amt.

Vormarsch deutscher Eisenbahnpioniere auf Draisinen auf der Bahnstrecke Hangö—Helsingfors.

waren die deutschen Truppen unter dem Jubel der befreiten Bewohner in die finnische Hauptstadt Helsingfors eingezogen: nach fünftägigen Kämpfen mußten sich die Roten Gardisten, von deutschen Truppen und Weißen Garden auf allen Seiten eingekreist, bedingungslos ergeben.

In engem Zusammenhang mit den deutsch-finnischen

Erfolgen stehen die Bemühungen Großbritanniens, an der Murmanküste des Nördlichen Eismeers festen Fuß zu fassen. Nachdem Archangelsk bereits im Mai v. J. von England besetzt worden ist, hat dieses Land nun auch Truppen in der Kolabucht gelandet. Den Anstoß dazu gab der Vormarsch der Weißen Garde durch die Lappmark, um den nördlichen Teil Finnlands von Banden der Roten Garde zu säubern. England fürchtete, daß Finnland von der Kolabucht Besitz ergreifen würde und kam ihm zuvor. Der kürzlich unternommene Kollektivschritt der Ententemächte bei der russischen Regierung, die veranlaßt werden sollte, Maßnahmen zum Schutze der Murmanbahn zu treffen, verfolgte den Zweck, den britischen Plan zu unterstützen. Daß England die Murmanbahn nicht gern in finnischem Besitz wissen möchte, ist begreiflich: denn damit wäre ihm die letzte Verbindung mit Rußland versperrt. Hoffentlich gelingt es aber Finnland, bei den Grenzregulierungsverhandlungen mit Rußland die Abtretung des in Frage kommenden etwa siebzig Kilometer langen Stücks der Murmanküste durchzusetzen.

In Übereinstimmung mit der Antwort, die der deutsche Reichskanzler am 23. März d. J. der litauischen Delegation in Berlin erteilt hat, ist dem Präsidium des litauischen Landesrats am 4. Mai die vom Kaiser und König unterschriebene Urkunde ausgehändigt worden, durch die der unabhängige litauische Staat vom Deutschen Reiche anerkannt wird. Dem Reichskanzler wurde zugleich Vollmacht erteilt, im Einvernehmen mit den Vertretern der Bevölkerung Litauens die zur Wiedererrichtung des selbständigen litauischen Staates erforderlichen Maßnahmen zu treffen und zur Herstellung eines festen Bundesverhältnisses zum Deut-

schen Reich und zum Abschluß der hierzu vorgesehenen und erforderlichen Konventionen das weitere zu veranlassen.

Den Angelpunkt der deutschen Bündnispolitik bildet aber nach wie vor der stetige Ausbau und die Vertiefung des Bündnisses mit Österreich-Ungarn. Dieser bedeutsamen Frage galten die Besprechungen, die Mitte Mai die Herrscher der beiden Reiche und ihre obersten Ratgeber im Großen Hauptquartier vereinigten. Es war eine Zusammenkunft von weltgeschichtlicher Bedeutung. Nicht nur die laufenden Angelegenheiten wurden dabei erörtert, sondern auch die künftigen politischen, militärischen und wirtschaftlichen Beziehungen der Zentralmächte zuein-



Phot. Kriegspressequartier, Wien.

Österreichisch-ungarische Truppen an der Westfront: Ankunft schwerer österreichisch-ungarischer Artillerie.

ander. Konnten auch formelle Abmachungen, schon wegen der Kürze der Zeit, nicht getroffen werden, so wurden doch die Richtlinien dafür grundsätzlich festgestellt. Danach handelt es sich um mehr als um die Erneuerung des Defensivbündnisses vom 7. Oktober 1879, das nichts weiter war als ein Zweckvertrag zum Schutze gegen einen russischen Angriff. Nach den Ereignissen im Osten bestehen die Voraussetzungen eines solchen Vertrags nicht mehr. Am treffendsten wird die Art der in Vorbereitung begriffenen militärischen Vereinbarungen durch den dafür gewählten Namen „Waffenbund" gekennzeichnet. Es kommt aber dabei keineswegs eine bloße Militärkonvention in Frage; der militärische Teil des Vertrags soll vielmehr zusammen mit seinem politischen und wirtschaftlichen Teil ein untrennbares Ganzes bilden. Mit der Anbahnung dieses vertieften Bündnisses zwischen den beiden Zentralmächten werden zugleich all die voreiligen und schadenfrohen Erwartungen hinfällig, die man auf feindlicher Seite an den, in seinen wesentlichen Teilen verfälschten Brief Kaiser Karls an seinen Schwager, den Prinzen Sixtus von Parma, geknüpft hat. Clémenceau hatte gehofft, durch die Veröffentlichung dieses Schreibens, worin von angeblichen Konzessionen Deutschlands in der elsaß-lothringischen Frage die Rede sein sollte, einen Keil zwischen die beiden verbündeten Zentralmächte treiben zu können. Aber er hat damit nur das Gegenteil seiner Absicht erreicht. Inniger als je sind heute die Schicksale der beiden Reiche miteinander verkettet.

Auf die plumpen feindlichen Verhetzungsversuche aber, die in Deutschland selbst das Volk und seine Führung voneinander zu trennen versuchten, hat das Ergebnis der achten deutschen Kriegsan-

leihe die treffendste Antwort erteilt: sie erbrachte mehr als 14½ Milliarden Mark und hat damit die gewaltigen Erfolge der früheren Anleihen noch weit hinter sich gelassen. Den großen Siegen im Westen gesellte sich so der überwältigende Sieg auf finanziellem Gebiet. Er lieferte den Beweis, daß das deutsche Volk unerschütterlich entschlossen ist, auch seine wirtschaftliche Kraft für die Erringung des Enderfolges in diesem ihm auferzwungenen Kampfe voll einzusetzen.



Mannigfaltiges

„Eins gegen hundert." — Der Gouverneur eines südsibirischen Kreises, der kurz nach dem Ausbruch des Weltkrieges nach dem hohen Norden versetzt worden war, erhielt aus Batum im Kaukasus, wo er ebensoviele Feinde wie Freunde besaß, eine Depesche, die nichts enthielt als die Warnung, auf der Hut zu sein. Man sei unsauberen Dingen auf die Spur gekommen, und es gäbe Personen, die Beweise in Händen hätten. Die in dunklen Wendungen abgefaßte Nachricht trug keine Unterschrift; auch war nicht daraus zu entnehmen, vor wem er sich in acht nehmen solle. Der Gouverneur geriet darüber in so große Unruhe, daß er in seinem Zorn zwei Stühle zerbrach und seine Beamten anschrie: „Ich rate euch, niemanden vorzulassen!"

Am selben Tage wünschte ein Fremder den Gouverneur zu sprechen. Er gab seinem Verlangen durch ein großes Trinkgeld Nachdruck und lehnte alle Warnungen, daß es ihm übel ergehen werde, kühl damit ab, daß er sagte: „Überreichen Sie meine Karte; alles weitere wird meine Sache sein."

Der Kanzleivorsteher nahm die Karte und las: „Karl August Römer, ein Deutscher aus Batum, bittet dringendst um eine Unterredung."

Der Beamte schien hämisch zu lächeln, als er mit tiefer Verbeugung dem Gouverneur die Karte überreichte. Er freute sich offenbar über den schlechten Empfang, der dem vermessenen deutschen Dummkopf gewiß sein mußte. Der Gewaltige würde den aufdringlichen Kerl sicher abführen lassen. Zu seiner Überraschung gewahrte der Beamte, daß beim Lesen der Karte der Gouverneur erbleichte. Er hüstelte und sagte unsicher: „Laß ihn kommen!"

Der Deutsche trat ein, grüßte höflich aber kühl, nahm, ohne die Aufforderung abzuwarten, auf einem Stuhle Platz, schlug ein Bein über das andere und sagte ohne Umschweife: „Exzellenz, ich bitte um einen Auslandspaß!"

Der Gouverneur war betroffen über diese Frechheit.

Eine Weile schwieg er, rückte unruhig an seiner goldenen Brille und fragte dann: „Wer sind Sie?"

„Mein Name steht auf der Karte. Ich lebte viele Jahre als Leiter eines großen deutschen Unternehmens in Batum. Nach Ausbruch des Krieges wurde ich als Zivilgefangener hierher nach Sibirien verschickt."

„Und nun ...?"

„Wünsche ich einen Auslandspaß, um heimreisen zu können."

„Unmöglich!" rief der Gouverneur schroff.

„Sie werden sofort begreifen, daß es möglich ist," erwiderte der Deutsche scharf. „Ich bin über fünfzig Jahre alt, Exzellenz. Laut Ministerialverordnung bin ich als Unverdächtiger berechtigt, einen Auslandspaß zu beanspruchen. Ich muß ihn erhalten!"

„Sind Sie verrückt?"

„Nein, Exzellenz, aber zu allem entschlossen."

„Was soll das heißen?"

„Das heißt: daß, wenn Exzellenz sich weigern sollten ..."

„Ich weigere mich!" fuhr der Gouverneur den Sprecher an.

Der Deutsche lächelte verächtlich: „Sie werden nicht wagen, sich zu weigern, Exzellenz!"

Da sprang der Gouverneur wütend auf: „Wirst du schweigen, Kanaille?"

„Exzellenz, ich besitze die Beweise dafür, daß Sie große, für Kriegszwecke gesammelte Summen unterschlagen haben." Die letzten Worte sprach der Deutsche sehr laut.

Der Gouverneur erbleichte und verlor so sehr die Fassung, daß er, erschrocken auf die Tür zugehend, sich überzeugte, daß sie geschlossen war; er zog sein Taschentuch, fuhr sich über die Stirne und sagte mit verzerrtem Lächeln: „Sie sind verrückt."

Nach kurzem Schweigen wiederholte der Deutsche: „Exzellenz, meine Beweise sind klar und eindeutig!"

Der Gouverneur war allmählich so weit Herr über sich geworden, daß er leidenschaftslos zu sprechen vermochte. Allein in seiner Ruhe zitterte ein tödlicher Haß: „Beweise! Was nützen Ihnen Beweise, wenn ich Sie abführen und auf der Stelle erschießen lasse?"

„Nichts," entgegnete trocken der Deutsche.

Der Gouverneur sah verblüfft auf.

„Exzellenz halten mich für dümmer, als dies das Vorurteil einem Russen erlaubt. Die Beweise sind nicht in meinen Händen, ich trage sie nicht bei mir; denn in meinem Besitz wären sie so gut wie wertlos. Sie befinden sich in Händen, gegen die Sie machtlos sind, Exzellenz, und die — das schwöre ich Ihnen — Gebrauch davon machen werden, wenn nicht nach Ablauf einer bestimmten Frist von mir aus Schweden eine in bestimmten Worten abgefaßte Depesche einläuft, aus der hervorgeht, daß ich frei bin!"

Der Gouverneur fragte ruhiger: „Wer bürgt mir dafür, daß Sie die Wahrheit sprechen?"

Der Deutsche sah ihn verächtlich an: „Ihr schlechtes Gewissen, Exzellenz!"

„Herr —" brauste der Gouverneur auf.

„Exzellenz, schreien Sie nicht! Glauben Sie, daß das Telegramm, das Sie heute erhielten, unbekannt geblieben ist? Rücksicht auf Ihre eigene Wohlfahrt sollte Sie bestimmen, alles zu vermeiden, was Sie aufgeregt zeigt. Ich empfehle Ihnen gleichmäßig heitere Ruhe, jene Ruhe, die der Ausfluß eines reinen Gewissens ist. Ich rate Ihnen, den Auftrag zu geben, daß man mir einen Auslandspaß ausfertigt. Denn die Zugverbindungen sind im Augenblick sehr schlecht, und leicht könnten Sie jene Frist verpassen, die Ihnen gesetzt ist."

Er sah den Gouverneur ernst und eindringlich an. Der senkte den Blick.

„Wer bürgt mir dafür, daß Sie Wort halten?" fragte er zögernd.

Der Deutsche hielt ihm die Hand hin: „Mein Ehrenwort wird Ihnen Gewißheit geben."

Der Gouverneur holte tief Atem. Dann ergriff er die dargebotene Hand, klingelte und befahl dem eintretenden Beamten: „Dieser Herr erhält unverzüglich einen Auslandspaß. Seine Abreise ist in jeder Weise zu unterstützen und im nächsten Petersburger Zuge sofort ein Abteil erster Klasse für ihn zu belegen."

Vierzehn Tage später saß der Deutsche in Stettin im Kreise seiner Bekannten und erzählte den kurzen Vorgang.

Erstaunt wurde er gefragt, woher er die Beweise für die Betrügereien des Russen erhalten habe. Der Gefragte lächelte: „Nicht das geringste hätte ich beweisen können. Ich besaß nur die Überzeugung, daß der Gouverneur wie fast alle russischen höheren Beamten gestohlen hatte. Darauf allein baute ich meinen Plan."

„Und die Depesche?"

„Ein mir befreundeter Grusinier gab sie in Batum auf, mit dem ich die ganze Geschichte abgekartet hatte, ehe ich meine unfreiwillige Reise nach Sibirien antreten mußte."

„Wenn es schief gegangen wäre?"

„Ich hielt das nur für möglich, wenn der Gouverneur ein reines Gewissen gehabt hätte. Da dies in Rußland kaum in einem Fall unter Hunderten denkbar ist, durfte ich auf Erfolg hoffen." F. Scharfenberg.

Unterseeboote im Dienste des Friedens. — Der technische Scharfsinn der Menschheit faßte sich in diesen unerhörten Kämpfen zur Erfindung von Vernichtungsmaschinen zusammen. Das ist zurzeit das oberste Gebot der Stunde, denn es handelt sich um Tod oder Leben, um Freiheit der Entfaltung unserer Kräfte oder um Untergang. Dem schaffenden und aufbauenden Geist des Menschentums aber ist es eine stille Genugtuung, gerade in den Tagen gewaltigsten Ringens um unser Dasein nach der friedlichen Verwendung mancher dieser furchtbaren Maschinen Ausschau zu halten. Die gefürchteten Luftschiffe und Flugzeuge erwiesen ihre völkerverbindenden Verwendungsmöglichkeiten schon vor dem gewaltigsten aller Kriege durch die Tat. Aber auch Deutschlands furchtbarste Waffe im Kampfe um sein Bestehen, das Unterseeboot, erlaubte schon vorher einen Ausblick auf lebenbringendes und lebenförderndes Schaffen. Es erregte selbst in dieser an ungeheuren Geschehnissen so überreichen Kriegszeit das höchste Aufsehen, als man von den ausgedehnten kühnen Fahrten unseres Handels-U-Bootes „Deutschland" zum erstenmal hörte. In dem Element, das bisher menschlicher Arbeit als die zu fürchtendste Naturgewalt galt, verbarg sich das scheinbar schwache Boot je nach Notwendigkeit vor Ver-

folgung und Gefahr. Es mag sein, daß nach den ersten Zeiten abebbender Erregung, die sich an den vom Kriege erhitzten Völkern vollziehen wird, das Handels-U-Boot nicht nur seine Bedeutung behält, vielleicht wird der Verkehr mit solchen Fahrzeugen sogar eine dauernde Einrichtung. Vorauszusagen vermag dies freilich noch niemand. Das wäre jedenfalls aber nur eine Art der Benützung dieser Schiffsgattung zu friedlichen Zwecken. Eine sehr naheliegende Verwendung wird das Unterseeboot, wie dies ja vor dem Kriege schon geschehen ist, im Dienste der Wissenschaft finden, zur weiteren planmäßigen Erforschung der Meeresfauna.

Allerdings wird es nicht der Typ des Kriegstauchbootes sein, der sich für diesen Zweck verwendbar zeigt; dazu müssen besondere Boote gebaut werden, weil von den Kriegsfahrzeugen aus kein genügend scharfer und unbehinderter Ausblick in die umgebende Flut möglich ist. Tauchboote für wissenschaftliche Forschungsarbeit werden, in geringeren Ausmaßen hergestellt, ihre Brauchbarkeit erweisen. An Stelle der Torpedovorrichtungen und anderer Vernichtungswerkzeuge werden sie eine ganz besondere Anlage für die Instrumente zur Beobachtung und zum Festhalten des unterseeischen Lebens besitzen. Zum Beweis, daß dieser Zukunftskulturgedanke von der deutschen Wissenschaft bereits aufgenommen und verwirklicht wurde, möge das Stations-U-Boot der zoologischen Abteilung in Rovigno erwähnt sein. Diese wohlbekannte Forschungstätte an der Westküste der Halbinsel Istrien war seit Ausbruch des Krieges mit Italien völlig verlassen. Ein deutscher Zoologe, Tilo Krumbach, war es, der sie, unbekümmert um drohende Gefahren, vor vielen Monaten wieder bezog und seine durch den Krieg unterbrochene Arbeit weiter fortsetzte. Krumbach benützte auch das U-Boot für die Zwecke seiner Forschungen. Nach eigenen Angaben ließ er ein kleines Tauchfahrzeug erbauen, das sich wesentlich von den Kriegsbooten unterscheidet. Da es lediglich für friedliche Forschungsarbeit unter Wasser bestimmt ist, besitzt es weder Turm noch Sehrohr. Gleich den Kriegs-U-Booten besteht es aus einem runden, aber kurzen Stahlkörper, an dessen Seiten statt

der schmalen Sehschlitze der Kriegsboote breite, große Glasfenster angebracht sind; auch im Boden des Bootes befinden sich Fenster. Diese zur Beobachtung der vorbeistreifenden Tierwelt bestimmten Fenster sind dicke, festeingelassene Glasplatten, die großem Druck standhalten müssen. Seinem Zwecke entsprechend birgt das Boot als Werkzeuge der Beobachtung und Forschung elektrische Scheinwerfer, Fischnetze, Fangeinrichtungen und photographische Apparate in sich, während der geringe übrigbleibende Schiffsraum zu Konservierungszwecken des erbeuteten Tiermaterials und zur Entwicklung der erzielten Lichtbildaufnahmen ausgenützt wird.

Krumbach erwartet auch für das Flugzeug eine nutzbringende Verwendung für die wissenschaftliche Erforschung des ozeanischen Tierlebens. Von der Höhe eines solchen Fahrzeugs kann man, dank dem Fortfall der Spiegelung des Himmelslichts und infolge Abschwächung der störenden Wellenwirkung, bekanntlich verhältnismäßig tief in das Wasser niederschauen und Gegenstände in ihm erkennen. Diese Tatsache wird ja seit Urzeiten von den über der Meeresfläche fliegenden Wasservögeln, den Möwen, Sturmtauchern und Albatrossen, ausgenützt, indem sie die von oben tief unter der Oberfläche gesichtete Beute durch Tauchstoß heraufholen. Als Beweis für diese Verwendungsmöglichkeit des Flugzeuges führt der Gelehrte an, daß die große Seeschildkröte des Mittelmeeres äußerst selten bisher vom Ufer oder vom Schiff beobachtet werden konnte, daß sie aber oft von Marinefliegern der Adria gesehen worden ist. Mit seiner Hilfe dürfte es nicht nur möglich sein, sichere wissenschaftliche Feststellungen über Ausdehnung und Schnelligkeit von Fischschwärmen, Bewegungen der Delphine, Schildkröten und Seeschlangen zu machen, sondern auch der Erwerbsfischerei durch Erkundung von Wanderzügen der Fische usw. erfolgreich zu dienen.

Zu gewerblichen Zwecken hat man vor dem Kriege bereits das Unterseeboot, allerdings in veränderter Gestalt, herangezogen. So ist von einer südfranzösischen Schwammfischereigesellschaft eine eigene Art Unterseeboot konstruiert worden mit Fenstern, Scheinwerfern und langen Greifarmen zur Ergrei-

fung der Schwämme. Auch zu kinematographischen Aufnahmen unter dem Wasser wurde von einer amerikanischen Gesellschaft, freilich nicht im Dienste der Wissenschaft, sondern für Vorführungen in Kinotheatern, ein Tauchboot gebaut. Ähnlich wie das U-Boot der Station Rovigno, war es mit großen Glasfenstern, Scheinwerfern und Aufnahmeapparaten ausgestattet.

Mehr als je werden in Zukunft die ungeheuren Schätze des Meeres für die menschliche Ernährung nutzbar gemacht werden müssen. Auch für diesen Fall könnte sich das Tauchboot, allerdings abermals in einer besonders dafür geeigneten Form, als brauchbar erweisen. Es könnten Ertragsmöglichkeiten geschaffen werden, an Stellen, an die der Fischer mit seinen mehr oder weniger an die oberen Zonen des Wassers gebundenen Fangvorrichtungen nicht heranzureichen vermag. Alles in allem — ein neues Feld für die Friedensarbeit unter Wasser, woran die Konstrukteure der ersten Unterseeboote wohl kaum gedacht haben. R. Harpeck.

Wie die alten Berliner Hochzeit machen mußten. — Im sechzehnten Jahrhundert erreichten Üppigkeit und Wohlleben in der Bevölkerung größerer Städte einen so hohen Grad, daß nicht selten als Folge der Verschwendungsucht bei bürgerlichen Festen baldige Verarmung eintrat. Um den Auswüchsen dieser gesellschaftlichen Krankheit zu begegnen, gab Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg einen Erlaß bekannt, wonach jeder Bräutigam, der Hochzeit halten wollte, sich vor der Hochzeit im Rathause einfinden mußte, um die Zahl der einzuladenden Gäste anzugeben, damit ihm „seinem Stande und habenden Freundschaft nach, eine gewisse Anzahl" erlaubt werde. Wollte jemand Gäste über die erlaubte Zahl bei sich sehen: „worunter die Herren Geistliche, Schulcollegen, Kirchner und Jungfern, so noch nicht zwölf Jahre erreichet, nicht gerechnet werden", so mußte er für jede weitere Person sechs Groschen bezahlen. Die in der Stadt ansässigen Hochzeitsgäste sollten erst einen Tag vor dem Feste durch zwei Männer „eingeladen und fleißig erinnert werden, sich mit Ja oder Nein ihres Kommens



Vorbereitungen zur Hochzeit.

oder Ausbleibens zu erklären, damit unnöthige Kosten verhütet werden, bei zwei Thaler Strafe". Gebäck, das zur Hochzeit

bereitet wurde, durfte nicht aus dem Hause geschickt werden, „bei Strafe eines halben Thalers".

Auch zur Pünktlichkeit mußten die lieben Berliner erzogen werden. Um zwei Uhr nachmittags sollte der Kirchgang gehalten werden. Wenn aber Braut und Bräutigam zur bestimmten Zeit nicht erschienen, wurden die Türen geschlossen und nicht eher geöffnet, bis sie zwei Taler Strafe erlegten. Es war wohl öfters vorgekommen, daß man den Kirchendiener zu bestechen suchte, daß er die Uhr außer Gang setze. Darum wurde bestimmt: „Es soll aber der Kirchendiener die Uhr niemandem zu Gefallen aufziehen, sondern dieselbe nach Ordnung der Stunden schlagen und gehen lassen, bei einem Thaler Strafe." Nach der kirchlichen Trauung „soll ohne weitere Zuführung der Braut sofort die Mahlzeit gehalten, nur vier Gerichte, mit einemmale und nicht doppelt bei Strafe von vier Thalern gespeiset werden, worunter das Zugemüse und was zum Braten gehörig, auch Butter und Käse und Krebse, nicht gemeint sind". Am folgenden Tag durfte niemand außer den Freunden der Braut, des Bräutigams, der Eltern und Geschwister „bei Strafe von vier Thaler gespeiset werden". Um zwei Uhr nachmittags war es den jungen Leuten erlaubt, zum Tanze anzutreten. Zur Mahlzeit an diesem zweiten Festtage gestattete man den unmittelbar zur Sippe und deren Freunden Gehörigen erst um fünf Uhr des Abends zu erscheinen. Auch in diesem Falle galt das Gebot für das Essen wie am Hauptfeste. Mit der Sittsamkeit scheint es nicht zum besten bestellt gewesen zu sein, denn eine Bestimmung verfügte, daß bei zwei Taler Strafe „die Gesellen und Jungfern nicht zugleich an einem Tische, sondern jedes Theil gesondert gesetzet werden".

Am dritten Tage nach der Hochzeit war der junge Ehemann gehalten, bei zwei Taler Strafe sich unaufgefordert zum Rathaus zu begeben, um eidlich „mit christlichem Gewissen zu bekunden, daß er sich der hochzeitlichen Gesetze überall gemäß bezeiget, oder da er eines oder anderen Punktes nicht gelebet, dafür sich willig zu der bei jedem Artikel specificirten und verwirkten Strafe anerbiete". M. Schu.

Das Land der Freiheit und Menschenrechte. — Kurze Zeit vor dem Ausbruch des Krieges erklärte der heutige Ministerpräsident Lloyd George, der sich um die höchst notwendige Besserung der sozialpolitischen Verhältnisse Englands verdient machte: „Ich habe oft Gelegenheit gefunden, die große Schuld anzuerkennen, womit nicht nur mein eigenes Vaterland, sondern die ganze zivilisierte Welt Deutschland gegenübersteht, für den Mut, mit dem es, schon vor einem Menschenalter, ein damals neues und unerprobtes Versuchsfeld betreten hat." Das mußte ein Stammesangehöriger des ältesten und ausgesprochensten Industrielandes über unsere soziale Reformarbeit bekennen, derselbe Mann, der uns heute „Feinde der Zivilisation und Barbaren" nennt. Nach deutschem Vorbild kam endlich die staatliche Arbeiterversicherung in den Jahren 1908 bis 1913 in England zustande, nachdem deutsche Arbeiter schon seit dreißig Jahren die Wohltaten des Reichsversicherungswesens genossen. Der gesetzliche Kinderschutz liegt im Dorado der Demokratie überm Kanal noch heute im argen. Der auch bei uns aus Mangel an wahrer Kenntnis so laut gepriesene demokratische Sinn des Briten machte es möglich, daß der Schulzwang für England und Wales erst 1880 durchgeführt wurde! Schottland war damit 1872 vorangegangen. Dem absichtlich vernachlässigten Irland wurde dies Gnadengeschenk, das auf deutschem Boden schon seit der Zeit der aufgeklärten Fürstenherrschaft bestand, erst 1892 für die Städte und sechs Jahre später — vor zwanzig Jahren also — durchweg gewährt. An Volks- und Fortbildungsschulen besitzt allein Preußen siebenmal mehr als das gesamte Königreich Großbritannien! Noch in der Zeit von 1901 bis 1905 konnten von 10 000 Heiratenden die Heiratsurkunde nicht einmal mit ihrem Namen unterschreiben: 190 Männer und 230 Frauen in England und Wales, 174 Männer und 230 Frauen in Schottland, 1040 Männer und 800 Frauen in Irland!

Im Dezember 1917 wurden die Lords im englischen Oberhause durch die Presse ermahnt, die Wahlreformvorlage „unverändert mit tunlichster Beschleunigung" anzunehmen. „Daily Chronicle" machte bei dieser Gelegenheit das beachtenswerte

Geständnis: „Unsere augenblicklichen Wahlgesetze gehören zu den rückständigsten Europas.“

Über die Lage des englischen Fabrikarbeiters lese man den Bericht des großen französischen Schriftstellers Hippolyte Taine, den er in seinen „Aufzeichnungen über England“ niederschrieb, zu denen ihm ein Aufenthalt im Jahre 1861 und 1862 den Anlaß geboten. Als sein Werk 1871 im Druck erschien, erklärte Taine, daß ihm nach einer dritten, in diesem Jahre gemachten Reise das Bild noch so wie ein Jahrzehnt vorher erschien. Taine äußert sich über Liverpool: „Diese Stadt ist ein Ungeheuer wie Manchester: Monumentale Waren- und Handelshäuser, unermeßliche Straßen, deren Häuser wie in London mit Arkaden, Säulen und Pfeilern überladen sind, ohne eine andere Wirkung auf den Beschauer auszuüben als Beklemmung und Ermattung. Fünfhunderttausend Einwohner, und der Hafen ist nächst dem Londons der verkehrsreichste ... ‚Dieses Liverpool‘, sagt ein Romanschriftsteller — John Halifax — ‚ist eine fürchterliche Stadt für die Trunksucht. Andere Städte mögen ebenso schlimm sein, die statistischen Aufstellungen beweisen es, aber ich kenne keinen Ort, an dem Trunksucht so öffentlich und so schamlos wäre.‘“ Taine bestätigt dies Urteil und berichtet dann weiter: „Um sechs Uhr kehrten wir durch die ärmeren Stadtviertel zurück. Welch ein Anblick! In der Umgebung von Leeds Street gibt es fünfzehn bis zwanzig quer mit Stricken bespannte Straßen, an denen Wäsche und Lumpen trocknen. Auf jeder Treppe wimmeln Kinderhorden umher, zu fünf oder mehr auf den Stufen aufgereiht, und in den Armen des Ältesten ruht das Jüngste: blasse Gestalten, flachsige, struppige Haare, durchlöcherte Lumpen, keine Strümpfe, keine Schuhe und alle schamlos schmutzig: ihre Gesichter und Gliedmaßen sehen wie mit einer Staub- und Schweißkruste bedeckt aus. Es gibt vielleicht zweihundert Kinder, die sich dergestalt in einer einzigen Straße herumprügeln und wälzen. Wenn man näher geht, sieht man im Halbdunkel des Flurs die Mutter und eine erwachsene Schwester fast im Hemde am Boden kauern! Was für Wohnräume! Man entdeckt ein abgebrauchtes Wachstuch und manchmal eine See-

muschel und zwei oder drei Gipsfiguren; die alte, blödsinnige Großmutter sitzt in einem Winkel, die Frau versucht die jämmerlichen Lumpen auszubessern, und die Kinder stoßen sich herum. Das Zimmer riecht wie ein faulender Lumpenspeicher. Fast alle diese Häuser haben als unterstes Geschoß gepflasterte Kellerwohnungen. Kann man sich das Leben in diesen Kellern während des Winters vorstellen? Manche ganz kleinen Kinder sind noch frisch und rosig, aber ihre großen blauen Augen sind traurig anzusehen; das gute Blut muß verderben: wenn sie erst älter sind, werden sie bleichsüchtig, ihr Fleisch wird schlaff und nimmt eine kränkliche Bläue an; man sieht skrofulöse Gesichter, kleine, mit Papier beklebte Wunden. — Wir gingen weiter, und die Menge wuchs. Große Bengel saßen oder lagen halb auf dem Bürgersteig und spielten mit schmutzigen Karten. Alte, bärtige Weiber traten bleifahl aus den Schnapskneipen, ihre Beine schlotterten, ihr trüber Blick, ihr blödes Lächeln lassen sich mit Worten nicht wiedergeben; es ist, als seien ihre Züge von dem Gift des Alkohols langsam zerfressen worden. Ihre Lumpen hielten kaum noch zusammen und ließen stellenweise das schmutzige Fleisch durchschimmern, es waren einstmals elegante Kleider . . . Damenhüte . . .

Eine schauerliche Einzelheit: alle diese Straßen sind regelmäßig und sehen ziemlich neu aus; wahrscheinlich ist es ein Viertel, das von einer wohltätigen Verwaltung ausgebessert und gelüftet worden — das also ist alles, was man für die Armen hat tun können. Die eintönige Reihe der Häuser und Bürgersteige läuft zu beiden Seiten dahin und rahmt mit ihren mathematischen Linien diesen wimmelnden Haufen von Häßlichkeit und menschlichem Elend. Die Luft ist trüb und schwer, das Licht fahl und matt, nicht eine Farbe, nicht eine Form, auf denen die Augen mit Freuden verweilen könnten; die Bettler Rembrandts waren in ihren malerischen Hundelöchern glücklicher. Und das Viertel der Irländer habe ich nicht einmal gesehen! Sie strömen hier zusammen, man sagt, es gibt hier hunderttausend; ihr Viertel ist der letzte Umkreis der Hölle."

Die „Bewegungserforschung". — Der Mann, der den Vorschlag machte, die Erdbeerbeete höher zu legen, damit man die Früchte pflücken könne, ohne sich dabei zu bücken, war offenbar seiner Zeit voraus, denn wenn erst jene neue Wissenschaft, die man die „Erforschung der Bewegung" nennen könnte, sich mehr Bahn gebrochen haben wird, wird man auch sicherlich seinem Vorschlage näher treten. Man sollte meinen, daß nachdem die Kunst des Mauerns jahrtausendelang geübt wurde, sie sich so vervollkommnet haben müßte, daß es ganz unmöglich wäre, einem Maurer heute zu zeigen, wie er rascher arbeiten könne. Und doch hat der Begründer der „Bewegungserforschung", Mr. Frank B. Gilbreth, das fertig gebracht, und zwar mit solchem Erfolg, daß sich die Zahl der Ziegel, die der geschickteste Maurer setzte, um das Dreifache erhöhte, ohne daß er sich dabei körperlich mehr anzustrengen brauchte. Es klingt unglaublich, daß die einfachen Vorgänge des Ausbreitens des Mörtels, des Auflegens und des Wegnehmens des überschüssigen Mörtels sich irgendwie noch einfacher gestalten lassen sollten, und doch wurde ein rascherer Weg dazu gefunden. Die Hauptsache ist, daß Ziegel und Mörtel dem Maurer so zur Hand liegen, daß er sie erreichen kann, ohne sich dabei zu bücken oder einen Schritt nach irgend einer Richtung zu tun. Ferner müssen die Ziegel so aufgeschichtet sein, daß der Maurer mit der einen Hand danach greifen und den Ziegel in die richtige Lage bringen kann, ohne dabei seine Stellung zu ändern. Während der Maurer nach einem Ziegel greift, nimmt er gleichzeitig mit der anderen Hand Mörtel auf seine Kelle; versteht er diesen geschickt auszubreiten, so kommt der Ziegel ohne die geringste Verzögerung an die richtige Stelle, während der Arbeiter mit der Kelle den überflüssigen Mörtel wegnimmt. Dabei ist nicht zu vergessen, daß diese auffallende Beschleunigung der Arbeit bei Leuten erzielt wurde, die gewohnt waren, „im Akkord" zu arbeiten, und die daher von selbst ihr möglichstes taten, Zeit und Mühe zu sparen, um durch rasche Arbeit ihren Lohn zu erhöhen. Daraus ist der Schluß zu ziehen, daß der Arbeiter selber zu einer wissenschaftlichen „Bewegungserforschung" nicht

fähig ist, eine Tatsache, die der Urheber dieser Wissenschaft vielfach bewiesen hat. Nur durch wissenschaftliche Beobachtung, bei der jede Bewegung durch eine Stoppuhr gemessen wird, lassen sich solche Ergebnisse erzielen. In den Vereinigten Staaten befassen sich verschiedene Forscher damit, neue Mittel und Wege zu finden, um die handwerksmäßigen Arbeiten einfacher und damit schneller zu gestalten.

Die „Bewegungserforschung“ kann sich auf alle Arten von Arbeitsvorgängen richten, die sich stetig wiederholen; ein treffendes Beispiel dafür findet sich in den Schriften des Begründers der neuen Wissenschaft angeführt. In der japanisch-englischen Ausstellung hatte Gilbreth Gelegenheit, ein junges Mädchen zu beobachten, das Warenzeichen auf Büchsen klebte. Trotzdem sie mit einer staunenswerten Geschwindigkeit arbeitete, schlug Gilbreth doch noch ein paar Änderungen in ihren Bewegungen vor; es zeigte sich, daß sie jetzt nur zwanzig Sekunden brauchte, um zwei Dutzend Büchsen zu bekleben, während vorher vierzig Sekunden dazu nötig gewesen waren. Dabei fand keine Vermehrung von Anstrengung statt. Dieses Mädchen galt als geschickte Arbeiterin, weshalb man sie auch vor aller Augen in einer Ausstellung arbeiten ließ.

Die neue Wissenschaft der „Bewegungserforschung“ besteht in der Anwendung ähnlicher Grundsätze auf alle Arten gewerblicher Betriebe. Man will keineswegs, daß die Leute schwerer arbeiten sollen, denn da sie ja nach den Leistungen in ihrer Arbeit bezahlt werden, tun sie schon von allein das möglichste. Man will die Bewegungen vereinfachen und so vervollkommnen, daß mit demselben Kraftaufwande mehr geleistet zu werden vermag. Das Schaufeln von Erde oder Kohle ist doch gewiß ein einfacher Vorgang; man könnte glauben, daß wenn man dem stärksten Mann eine Schaufel in die Hand gibt, er in gegebener Zeit auch die größte Arbeitsleistung vollbringen müßte. Das ist nicht richtig. Ein kleiner Mann leistet mehr als ein großer, weil er sich nicht so tief zu bücken braucht; auch das Gewicht der Schaufel spielt eine Rolle, denn jede Bewegung damit erfordert Kraft, die aber praktisch vergeudet

wird. Je leichter die Schaufel ist, um so leichter läßt sich damit arbeiten; auch ist zu berücksichtigen, wieviel auf jede Schaufel zu nehmen ist, um das bestmöglichste Ergebnis zu erzielen. Die wirklich notwendigen Bewegungen müssen erforscht werden, und die Erfahrung lehrt, daß sich mehr arbeiten läßt, ohne daß sich der Körper dabei mehr anzustrengen braucht. Die „Bewegungserforschung" nahm von den Vereinigten Staaten, wo Arbeit teurer ist als bei uns, zwar nicht ihren Ausgang, aber sie wird dort bewußt betrieben. Die dort erzielten Ergebnisse bewiesen, daß auch in unserer Industrie durch Anwendung solcher Untersuchungsmethoden bedeutende Ersparnisse sich erzielen ließen. J. Cassirer.

Von wunderbaren Bäumen. — In einem der Märchen aus Tausendundeine Nacht erzählt Scheherezade von einer persischen Prinzessin, die auszog, den singenden Baum zu suchen. Als sie ihn gefunden, brach sie einen Zweig ab, zog wieder heim, steckte ihn in ihrem Garten in die Erde und sogleich begann der Zweig zu wachsen, wurde größer und größer und schöner als der Baum, von dem er genommen war, und aus seinen Blättern ertönten alsbald die lieblichsten Weisen. Von diesem singenden Baum ist in vielen orientalischen Märchen die Rede. Ein Baum, der singt, ist ein Unding. Wohl aber wird von einer gewissen Baumart berichtet, deren Zweige bei Windbewegung ein leises melodisches Tönen hören lassen.

Indes, man darf an diesen Sagen der Alten nicht mit völlig abweisendem Lächeln vorübergehen, denn sie erzählen uns auch von einem Baum, der regnen läßt — und dieser Baum ist vorhanden. Vor beiläufig zweihundert Jahren erzählte der Kosmograph Mallet von einem Baum der „Insul Fer", bei den Kanarischen Inseln gelegen, der regnen lasse. Er schrieb: „Dieses ist ein Baum, welcher Garoë oder Caroë genennet wird, dessen Stamm gantz gerade und über alle massen dicke ist. Seine Blätter sind breiter als eines Nuß-Baumes, und die Äste sehr hoch, der Gipfel ist stets mit einer weissen dicken Wolcken umgeben, welche sich oben so feste hält, daß kein ungestümmer Sturm-Wind dieselbige zertheilen, noch auch dem Baum Schaden

zufügen kann. Die Wolcke löset sich von selbst in einen Regen auf, welcher auf die Blätter dieses Baumes herab trieffet. Von denen Blättern fällt das Wasser in grossen Tropffen herunter in die darzu verfertigten Gefässe, daraus es hernach von denen Einwohnern abgehohlet wird. Die Spanier nennen diesen Baum den heiligen Baum, wegen der sonderbaren Eigenschafft.



Der „regnende" heilige Baum. Nach einem alten Stich.

Die Dicke des Stammes soll zwölf Schuhe in sich begreiffen. Die Höhe von unten auf ist vierzig Schuhe und die Äste breiten sich auf beiden Seiten auf einhundertzwanzig Schuhe weit aus. Die Frucht, so er träget, siehet einer Eichel fast gleich und hat einen gewürtzhafften Geschmack. Das Wasser wird in irdenen Gefässen fleißig gesammlet und zum Getränk gebraucht. Der Regen währet des Tages nicht länger als zwo Stunden, binnen welcher Zeit manchen Tag über dreißig Tonnen gesammlet werden."

Dieser Bericht entspricht nicht ganz der Wahrheit, aber im wesentlichen fußt er doch nicht nur auf Erfindung. Gemeint ist ein Lorbeerbaum, Ocotea foetens, von der Insel Ferro. Die Ursache solchen Regens kann verschieden sein. Die Blätter mancher Bäume, die auf undurchlässigem Boden stehen oder sehr reichliche Wasserzufuhr erhalten, sind natürlich bestrebt, diesen unerwünschten Segen durch die Blätter wieder auszuscheiden. Schüttelt man nun den Baum, so bricht alsbald ein mehr oder weniger starker Regen los. Ein Beispiel hierfür ist eine bei uns häufig anzutreffende Zimmerpflanze, der Philodendron. Deutlich zeigt sich die Erscheinung auch an den Blättern der Kapuzinerkresse. Anderseits aber wird auch eine Art „Regen" hervorgerufen durch die Ausschwitzungen unzähliger Blattläuse, die auf tropischen und subtropischen Bäumen hausen.

Ein Beispiel, wonach die Wasserspendung von praktischem Nutzen ist, bietet die madagassische Ravenala, von den Eingeborenen „Baum der Reisenden" genannt. Sie gleicht einem gewaltigen Fächer, dessen einzelne Blätter an ihrem Grund zu Wassergefäßen ausgebildet sind, die stets eine ansehnliche Menge Flüssigkeit enthalten. In dürren Gegenden ist diese Pflanze den Reisenden höchst willkommen.

Es gibt aber auch einen Baum, der nicht Wasser, sondern Milch spendet. Mehr noch: er läßt sich gewissermaßen melken wie eine Kuh. Er führt dementsprechend auch den Namen Kuhbaum oder Milchbaum, botanisch heißt er Galactodendron. Seine Heimat ist das Küstengebiet des nördlichen Südamerika. Dort wird er mehr als dreißig Meter hoch und bildet ganze Wälder. Schneidet man den Stamm an, so entquillt ihm in ziemlicher Menge weißer, milchartiger Saft, der wie Milch verwendet wird. Er enthält Buttersäure, und beim Kochen sondert sich eine rahmähnliche Haut ab. Der Saft findet außerdem an Ort und Stelle eine ausgedehnte Verwendung zu technischen Artikeln.

Wo Wasser und Milch fließt, da darf der Wein nicht fehlen. Ihn liefern zwei Palmen, Mauritia und Borassus. Die letztere,

bei den Indern Palmyrapalme, bei den Afrikanern Deleb genannt, darf als einer der wichtigsten Bäume Asiens gelten. Eine Schrift der Inder nennt von diesem Gewächs über achthundert Verwendungsmöglichkeiten. Die weiblichen Blütenkolben ergeben durch entsprechende Behandlung am Baum nahezu ein Jahr lang den Toddy genannten Saft, der zur Herstellung des Palmweins dient. Das ist das Angenehme des Baumes. Nun aber folgt auch das Nützliche: das schwarze Holz wird als wertvoll geschätzt; die Blätter dienen allen möglichen Zwecken. Will der Inder einen Brief schreiben, so nimmt er eines der jungen weißen Blätter, beschreibt es mit einem Griffel und bestreicht es dann mit einer Ölmischung, damit das Geschriebene lesbar wird. Für ganz Südasien ist die Weinpalme der unentbehrliche wundertätige Baum.

Bis in unsere Zeit blieb die Herkunft des orientalischen Balsams sagenumwoben. Das lag einmal an der schweren Zugänglichkeit des Orients, anderseits spielte auch berechnete Geheimniskrämerei mit. Fabelt doch ein alter Schriftsteller von einem Garten in Ägypten, in dem sich ein Bethaus befände, in welchem die Mutter Gottes gewohnt habe und neben dem der berühmte Balsambaum stehe: „Die Pflantze oder der Baum, aus welchem vor alters der Balsam gewachsen, war nur zween Schuhe hoch, und bliebe jederzeit grün, die Äste waren den Weinreben, die Blätter aber dem Basilienkraut ähnlich. Wenn man in dieses Bäumlein einen Schnitt thäte, so lieff ein rothes Wasser heraus, welches der rechte Balsam war. Die beste Zeit aber, dergleichen Schnitte vorzunehmen, war der Anfang des August-Monaths. Man hat auch wahrgenommen, daß dieser Baum gar wenig Safft von sich gegeben habe, wenn man unterlassen hat, dieselbe mit dem Wasser aus den Wunderblumen zu begiessen."

Zweifellos handelt es sich hier um eine der zahlreichen Sykomoren des östlichen Mittelmeerlandes.

Nun fehlt noch das Brot. Und dieses wächst auf einem Baum mit halbmeterlangen Früchten. Überall in den Tropen gedeiht der Brotfruchtbaum (Artocarpus). Das Mark der

Früchte wird geröstet, auch roh genossen oder einer Gärung unterworfen und die Masse dann zu Brot verarbeitet. Drei Bäume bieten einem Menschen so viel Nahrung, daß er sich ungestört dem Faulenzen hingeben kann. Die Südseeinsulaner wissen diese Naturgabe genugsam zu schätzen.

Von des Lebens Notdurft zum Luxus ist nur ein Schritt. Im Bergland Nordafrikas wächst eine Koniferenart, Callitris quadrivalvis, die nur selten dicke Stämme bildet, die aber Neigung zeigt, nahe über der Erde krüppelartig erscheinende Knoten zu bilden. Diese Knoten wurden quer durchgeschnitten, so daß sie etwa einen Meter im Durchmesser besaßen. Für einen solchen sogenannten Citrustisch bezahlte Cicero den ungeheuerlichen Preis von einer Million Mark. Plinius beschreibt sogar eine Callitristischplatte, die Eigentum der Ptolemäer war und mehr als einen Meter Durchmesser hatte. Heute gilt das Callitrisholz kaum so viel wie irgend eine andere ausländische Holzart.

Auch einen perlentragenden Baum gibt es: die vielgeschätzte Kokospalme. In der Nuß bilden sich Abscheidungen, die im Aussehen echten Perlen gleichen und die sich in Ostindien einer besonderen Vorliebe von seiten der eingeborenen Fürsten erfreuen. B. Haldy.

Eigenartige Verwendung von Sprengstoffen. — Nicht alle Sprengstoffe waren von Anfang an durch ihre zerstörende Wirkung als solche bekannt, vielfach brachte erst später der Zufall oder systematische Forschung ihre explosiblen Eigenschaften an den Tag; so kam es, daß manche dieser Stoffe früher zu ganz anderen Zwecken gebraucht wurden und nur untergeordnetes wissenschaftliches Interesse erweckten. Die meisten neuzeitlichen Sprengstoffe verdanken dagegen ihre erste Darstellung systematischen wissenschaftlichen Arbeiten, die auf der Suche nach Sprengstoffen von ganz bestimmtem Charakter ausgeführt wurden, und bei diesen stellen daher die anderweitigen Verwendungsarten oft genug ein sonderbares Gegenstück zu ihrer ursprünglichen Bestimmung dar.

Das Nitroglyzerin, das in Kieselgur aufgesaugt das Dynamit

darstellt oder mit Schießbaumwolle zusammen die Sprenggelatine bildet, fand nach seiner Entdeckung im Jahre 1846 zunächst nur in stark verdünnter alkoholischer Lösung als Mittel gegen Kopfschmerzen und Migräne therapeutische Verwendung und ist noch heute als Glonoin und Angioneurosin gegen diese Leiden, gegen Angina, Asthma und bei Schrumpfniere medizinisch im Gebrauch. Ein Ausgangsprodukt von größter Vielseitigkeit ist die Schießbaumwolle (Nitrozellulose), die bekanntlich dadurch gewonnen wird, daß man gewöhnliche Baumwolle einige Zeit der Einwirkung eines Gemisches von einem Teil Salpetersäure und drei Teilen Schwefelsäure aussetzt, sorgfältig auswäscht und trocknet. In einem Gemisch von Äther und Alkohol löst sich die Schießbaumwolle von bestimmter Zusammensetzung auf und bildet das Kollodium, welches in dünnen Schichten aufgetragen durch Verdunstung der Lösungsmittel an der Luft zu einem feinen, durchsichtigen, leicht färbbaren Häutchen eintrocknet. Seine Verwendung zu photographischen Schichten, zu kleinen Luftballonen, Hauchbildern und als Hühneraugenmittel ist bekannt. Durch Hindurchpressen reiner oder gefärbter warmer Kollodiumlösung durch Glasröhren mit sehr feiner Öffnung und sofortiges Erstarrenlassen in kaltem Wasser erhält man die feinen, glänzenden Fäden der künstlichen Seide, die freilich zur Verminderung ihrer Feuergefährlichkeit noch weiter behandelt werden müssen. Mit Kampfer oder ähnlichen Stoffen gemischt und gepreßt, liefert die Nitrozellulose das bekannte Zelluloid, das sich in warmem Zustande leicht zu allerlei Gebrauchsgegenständen verarbeiten läßt, die sich durch Härte, Elastizität, Schönheit der Farbe und Durchsichtigkeit auszeichnen. Der Grundstoff erklärt hinreichend die leichte Brennbarkeit der Masse und der Kampferzusatz den ihr anfangs anhaftenden ausgeprägten Geruch.

Im Gegensatz zu den bisher genannten Sprengstoffen war die im jetzigen Krieg vielfach verwendete Pikrinsäure schon Ende des achtzehnten Jahrhunderts bekannt und wurde damals durch Einwirkung von Salpetersäure auf Indigo, Aloe und

Seide dargestellt. Die so behandelte Seide ist als Welters Bitter medizinisch bekannt geworden. Die Pikrinsäure, die jetzt aus Teerdestillaten gewonnen wird, ist der Hauptbestandteil des französischen Melinits und Turpinits, des englischen Lyddits, der japanischen Shimose. Sie bildet stark gelb gefärbte Kristalle, so daß sie von unseren Soldaten an der Front direkt für Schwefel angesehen wird. — Die sogenannten „Schwefelgranaten" sind unvollständig detonierte Pikrinsäuregeschosse, deren Füllung teilweise unverbrannt umhergeschleudert oder in einer gelben Rauchwolke zerstäubt wird. Die Säure hat die Eigenschaft besonders die stickstoffhaltigen tierischen Fasern sehr stark gelb zu färben; diesem Umstand verdankt sie ihre Verwendung in der Mikroskopiertechnik zur Unterscheidung von Tier- und Pflanzenfasern in fein zerkleinerten Gemischen und vor allem einen ganz eigentümlichen Mißbrauch auf dem Gebiet der Nahrungsmittelfälschung, wo sie eine Zeitlang in der „Eiernudelfabrikation" als sehr sparsamer, wenn auch nicht unschädlicher Ei-Ersatz eine Rolle spielte. Prof. Adolf Keller.

Ein Hindu über die Frauen. — In der zu Mirat in Bengalen erscheinenden Zeitschrift „Akbar i Alam" veröffentlichte ein gelehrter weitgereister Hindu seine Auffassungen und Beobachtungen über die Frauen und ihr Verhalten zu den Männern. Kurz zusammengefaßt lauten sie: „Die Französinnen heiraten am liebsten einen Mann mit heiterer Stirn und lächelndem Angesicht. — Die Deutsche bevorzugt einen Mann, der vor allen Dingen getreu sein Wort hält und angenehm, wenn auch nicht immerwährend heiter im Umgang ist. — Die Holländerin wünscht sich einen Freier, der sich friedlich verhält und von Streit und Krieg nichts wissen mag. — Die Spanierin hofft einen Mann zu finden, der ihre und seine eigene Ehre zu bewahren und zu rächen versteht. — Die Italienerin bevorzugt einen Freier, der träumerisch nachsinnt. — Die Russinnen heiraten am liebsten einen ihrer eigenen Landsleute; die Russen betrachten merkwürdigerweise alle westlichen Völker als Barbaren. — Die Däninnen bleiben gern daheim

und mögen von Reisen nicht viel wissen. — Die englischen Frauen lieben Gentlemen, die sich bei den Hochstehenden und Mächtigen Aufmerksamkeit ertanzen können und sich bei ihnen einzuschmeicheln verstehen, um eine glänzende Versorgung zu finden. — Die amerikanischen Ladies heiraten den ersten besten, der sie zur Frau machen will; sie kümmern sich weniger um den Rang oder die gesellschaftliche Stellung eines Mannes. Es ist ihnen einerlei, ob er verstümmelt oder ein Krüppel, taub oder blind ist — wenn er nur viel Geld besitzt."

Wörtlich genommen ist nicht jede einzelne Behauptung stichhaltig, im Kern verbirgt sich aber in mancher ein Stück Wahrheit. J. Bol.

Die Zeiten ändern sich. — Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, nach dem Kriege gegen Österreich, erfolgten die schweren politischen Kämpfe in Italien. Damals schrieb eine französische Zeitschrift, die „Revue britannique": „Die meisten italienischen Staatsmänner haben aus früheren Zeiten eine Menge abscheulicher Praktiken und Gewohnheiten beibehalten, die man mit dem Wort Machiavellismus am besten kennzeichnet. Man schlürft denselben hier sozusagen gleich ein, sobald man auf die Welt kommt. Leute von vierzig Jahren und darüber sind durch und durch von diesem Geist infiziert, und mit der Zeit ist dieser Machiavellismus zu einer ganz platten und gemeinen Gaunerei geworden." Die Zeitschrift zitiert aus einer Flugschrift des italienischen Generals Lamarmora: „Unbestreitbar ist dieser Ränkegeist ein Hauptlaster der Italiener und eine Hauptursache der heillosen Lage, in der das Land sich befindet." Nach dieser Probe fährt das französische Blatt fort: „Was man auch sagen möge, Cavour war ein Erzgauner (Furbo) im italienischen Sinne des Wortes; er war durch und durch ein Ränkeschmied. Als 1860 das piemontesische Budget in ein italienisches verwandelt wurde, stellte man eine Position auf, die da lautete: ‚Um Italien zu machen 250 000 000 Lire.' Cavour hatte sich im voraus ein Blankett zu ‚beliebigen Ausgaben' und von vornherein eine Indemnitätsbill als ‚Quitanza' geben lassen. Er

konnte insgeheim und nach Gutdünken über jene Millionen verfügen und nach Herzenslust alles erkaufen, was auf der ganzen Halbinsel käuflich war. So erklärt sich, daß die übrigen Staaten und Regierungen Italiens zusammenstürzten wie Kartenhäuser. Garibaldis vielgepriesene Erfolge werden zu sehr prosaischen Ereignissen, wenn man sie von diesem Standpunkt beleuchtet. Cavour hat Schule gemacht und sehr gelehrige Schüler gefunden."

Auch die englische „Times" schrieb damals in ähnlichem Sinne. Inzwischen wurde Cavours Beispiel auch in Frankreich und England eifrig befolgt. Und die Schüler schlugen den Meister sogar gewaltig über die Ohren, um ihn ihren Zwecken willfährig zu machen. Welche Summen beide Staaten zu „beliebigen Ausgaben" aufwenden mußten, um Italien zu ködern, wird man wohl nie genau erfahren. Gewiß dürfte es aber sein, daß Cavours Millionen dazu nicht genügten. D. Prät.

Briefe, die sie erreichten. — Der Komponist Joseph Haydn lebte nicht im besten Einvernehmen mit seiner Frau; lange Zeit blieb er völlig von ihr getrennt, und beide sahen sich Jahre hindurch niemals wieder. Unter den wenigen Haydn nahestehenden Menschen trat dem großen Musiker der ehemalige Weimarer Kapellmeister Kranz am nächsten. Er ordnete auf Haydns Wunsch einen Teil seiner ältesten Kompositionen und fand bei dieser Gelegenheit ein Päckchen sorgfältig zusammengebundener und noch nicht geöffneter Briefe mit der Aufschrift an Haydn. Überrascht fragte er: „Was sind das für merkwürdige Briefe?" Haydn nahm sie rasch weg, legte sie in eine Schublade und sagte: „Um Himmels willen, laß die Hände davon. Es sind Briefe von meiner Frau. Sie schreibt mir regelmäßig jeden Monat, aber ich lese keine Zeile davon. Ich antworte ihr pünktlich, ohne ihre Zuschriften geöffnet zu haben. Es geht übrigens ganz ausgezeichnet, denn sie macht es mit meinen Antworten ebenso. So bleiben wir im Verkehr, ohne uns zu belästigen." J. Kor.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Stephan Steinlein in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Robert Mohr in Wien.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Soeben ist erschienen:

Blumenpflege.

Bearbeitet von **Dr. H. Wohlbold.**



Die Gewinnung der Stecklinge.

Mit 53 Abbildungen.

(Illustrierte Taschenbücher für die Jugend. Band 43.)

Gebunden 1 Mark 80 Pf.

Die Aufgabe dieses Büchleins soll sein, allen, die sich mit der Pflege und mit der Zucht von Pflanzen befassen wollen — ganz gleich, ob sie ihre Liebhaberei im großen Maßstabe oder im kleinen mit beschränkten Mitteln betreiben — die nötigen Kenntnisse und Anleitungen zu vermitteln.

Sparkochbuch für knappe Zeiten.

Erprobtes für den bürgerlichen Haushalt.

Mit einem Anhang praktischer hauswirtschaftlicher Ratschläge.

Von **Marga Hinzpeter.**

6.–10. Tausend. Gebunden Preis 1 Mark 50 Pf.

Die im „Sparkochbuch“ enthaltenen, durchweg als gut und zweckdienlich erprobten Anweisungen werden vielen hochwillkommen sein, weil sie die Mühe eigener Versuche ersparen und Fehlgriffe ausschließen. Das aus der Praxis entstandene „Sparkochbuch“ enthält 255 Sparrezepte, Küchenzettel mit genauen Verbrauchsangaben, Speisezettel für sechs Wochen, hauswirtschaftliche Ratschläge usw. Es zeigt nicht nur, wie man auskommt und sich mit dem Vorhandenen praktisch einrichtet, sondern auch, wie man trotz knapper Zutaten angenehme Abwechslung erzielen kann, wie alles sich bis aufs letzte ausnützen läßt. Ein solches Buch ist in jedem Hause eine Notwendigkeit.

Zu haben in allen Buchhandlungen.


Biblioteka Główna UMK
300020176246

